

DIE ZEITSCHRIFT FÜR AUSLANDSCHWEIZER

SCHWEIZER

REVUE

AUGUST 2014 / NR. 4



**Roger Federer ist makellos,
auch wenn andere besser sind**

**Die Jenischen in der Schweiz
emanzipieren sich**

**Franz Weber und sein Kampf
für eine bessere Schweiz**

Internationale Kranken- und Unfallversicherung

- Nach Schweizer Modell
- Privater Versicherungsschutz lebenslang
- Freie Arzt- und Spitalwahl weltweit

Ausserdem:

- Internationale Erwerbsausfallversicherung
- Internationale Pensionskasse

Individuelle Lösungen für:

- Auslandschweizer
- Auswanderer aller Nationalitäten
- Kurzzeit-Entsandte / Local Hire



ASN, Advisory Services Network AG
Bederstrasse 51
CH-8027 Zürich
info@asn.ch



Internationale Krankenversicherungen

Umfassende, weltweite Deckung u. unbeschränkte Arzt- und Spitalwahl

SIP SWISS INSURANCE PARTNERS®

Tel. +41 44 266 61 11
info@sip.ch

Kompetenz. Erfahrung. Unabhängige Beratung.

www.sip.ch

FDP

Die Liberalen International

Sind Sie als Auslandschweizer zufrieden mit Ihrem Konsulat?

Machen Sie mit bei der Umfrage zu den konsularischen Dienstleistungen unter <https://de.surveymonkey.com/s/Konsulatsdienstleistungen>

Aus Liebe zur Schweiz
www.fdp-schweiz-international.com



Vorsorgen in Schweizer Franken.



Swiss Life
Agentur Auslandschweizer
Max Jucker, Winkelstr. 1, CH-8706 Meilen
Tel. +41 44 925 39 39, Fax +41 44 925 39 30
auslandschweizer@swisslife.ch
www.swisslife.ch/aso



SwissCommunity.org

Die Plattform für Auslandschweizer

«Die Internet-Plattform SwissCommunity vernetzt Schweizer weltweit»



Jean-François de Buren
Grafiker und Berater für Markenstrategie, Schweizer in den Vereinigten Staaten



«Faszinierend an SwissCommunity ist, wie schnell und unkompliziert ich mich mit anderen Mitgliedern über Themen, die mich interessieren, austauschen kann.»



Chantal Kury
Diplomierte Kindergärtnerin
Schweizerin in Ägypten



«SwissCommunity ist die Tür zur Heimat und öffnet die Türen zur Welt – dort finde ich hilfreiche Informationen und Dienste für Auslandschweizer.»



Florian Baccaud
Student
Schweizer in Frankreich



«SwissCommunity? Das ist die neue Art, die Schweiz und die Auslandschweizer zu verbinden. Das ist die Zukunft!»

- ✓ Vernetzen Sie sich mit anderen Auslandschweizern
- ✓ Bleiben Sie informiert über relevante News und Events
- ✓ Finden Sie eine Wohnung – oder das beste Fondue in der Stadt
- ✓ Entdecken Sie die Schweiz

✓ Jetzt gratis anmelden!

www.swisscommunity.org

SwissCommunity Partner

Schweiz Tourismus.



SWI swissinfo.ch

MEDIAparx

SWISScare

Soll man das Denken verbieten?

MAN WAR EMPÖRT und gab der Empörung hörbar Ausdruck, Politiker genauso wie Journalisten. Der Grund: In Bern gibt es eine «geheime Denkgruppe», so berichtete die «SonntagsZeitung» Ende Juni, «die das politische System ändern» will. Hinter der Gruppe stehen nicht etwa Umstürzler am linken oder am rechten Rand, sondern die Bundeskanzlei. Diese Verwaltungsabteilung ist sozusagen das Zentrum des politischen Betriebs im Bundeshaus in Bern und befasst sich zwangsläufig tagtäglich mit dem Funktionieren unserer Demokratie. Reflektieren über das System solle die Bundeskanzlei trotzdem nicht, war die verbreitete Meinung.

Warum eigentlich? Hört und liest man nicht allenthalben, das politische System der Schweiz funktioniere längst nicht mehr so «perfekt», wie es sollte und wie es lange der Fall war? An Stelle demokratisch notwendiger Kontrolle und Kritik greift das Gift des Misstrauens um sich. Die Politiker misstrauen sich gegenseitig, das Volk misstraut den Politikern und es misstraut den Institutionen, der Verwaltung und den Medien. Deutlich zeigt sich das in Abstimmungskämpfen, wo die Ängste der Bürger bewirtschaftet werden und wo nicht auf sachliche Argumente gesetzt wird, sondern auf Polemik und Stimmungsmache. An der Urne werden dann Zeichen gesetzt und Entscheide gefällt, die letztlich fatale Folgen haben können – zum Beispiel wenn sie im Widerspruch zu anderen Verfassungsnormen und internationalen Verträgen stehen.



Nachdenken über unser System, über die Ursachen der immer öfter zum Ausdruck gebrachten Ängste, der gefühlten und realen Bedrohungen, nachdenken auch über die Verantwortung des Volks als Souverän und letzte gesetzgeberische Instanz und über den Umgang mit Verlierern in politischen Auseinandersetzungen ist für die Schweiz eine Notwendigkeit, nicht ein Sakrileg.

Nun noch etwas zum Inhalt und zur Zukunft der «Schweizer Revue». Im Schwerpunkt dieses Heftes berichten wir von den Jenischen, von ihrer schwierigen Geschichte und vom heutigen Umgang mit dieser Minderheit in der Schweiz. Im Kulturteil geht es um eine grosse Kunstsammlung, die das Kunstmuseum Bern als Erbe erhalten soll. Darüber herrscht nicht eitel Freude, denn einmal mehr muss die Frage diskutiert werden, wie mit Kunst und Kulturgütern umzugehen sei, deren Herkunft nicht völlig geklärt ist.

Und schliesslich der Hinweis zur Zukunft: Die «Schweizer Revue» vom Oktober erscheint in einem neuen Layout. Moderner und leserfreundlicher wird sie sein. Aber, wir setzen weiterhin auf gehaltvolle Geschichten und bringen natürlich die wichtigen Informationen für Sie als Auslandschweizerin und Auslandschweizer. Auswirkungen wird das neue Konzept insbesondere auch auf die elektronischen Versionen für die App und im Internet haben. Hier gibt es viele technische Neuerungen, welche das Lesen der «Schweizer Revue» als E-Paper attraktiver und einfacher machen.

BARBARA ENGEL

4

Briefkasten

5

Gelesen: Recherchen über eine Liebe in schwierigen Zeiten

6

Gesehen: Wasser in Berglandschaften

8

Jenische kämpfen um das Recht, wie ganz normale Bürger behandelt zu werden

12

Vorschau auf die Abstimmungsvorlagen

13

Das Rütli und seine Symbolik

16

Franz Weber, bald 90-jährig, will keine Ruhe geben

18

Cornelius Gurlitt vermachte Bern seine Kunstsammlung

22

Roger Federer: Eine Annäherung an den perfekten Star

24

Literaturserie: Alice Ceresa

25

ASO-Informationen

28

Aus dem Bundeshaus

30

Echo

Titelbild: Roger Federer beim Finalspiel gegen den Kolumbianer Alejandro Falla am ATP-Turnier in Halle am 15. Juni 2014
Foto: Keystone

IMPRESSUM: «Schweizer Revue», die Zeitschrift für die Auslandschweizerinnen und Auslandschweizer, erscheint im 40. Jahrgang in deutscher, französischer, italienischer, englischer und spanischer Sprache in 14 regionalen Ausgaben und einer Gesamtauflage von rund 400 000 Exemplaren (davon Online-Versand: 140 000). Regionálnachrichten erscheinen viermal im Jahr. Die Auftraggeber von Inseraten und Werbebeilagen tragen die volle Verantwortung für deren Inhalte. Diese entsprechen nicht zwingend der Meinung der Redaktion oder der Herausgeberin. ■ REDAKTION: Barbara Engel (BE), Chefredaktorin; Stéphane Herzog (SH); Marc Lettau (MUL); Jürg Müller (JM); Peter Zimmerli (PZ), Auslandschweizerbeziehungen EDA, 3003 Bern, verantwortlich für «Aus dem Bundeshaus». Übersetzung: CLS Communication AG ■ GESTALTUNG: Herzog Design, Zürich ■ POSTADRESSE: Herausgeber/Sitz der Redaktion/Inseraten-Administration: Auslandschweizer-Organisation, Alpenstrasse 26, 3006 Bern, Schweiz. Tel. +41 31 356 61 10, Fax +41 31 356 61 01, PC 30-6768-9. ■ E-MAIL: revue@aso.ch ■ DRUCK: Vogt-Schild Druck AG, 4552 Derendingen. ■ Alle bei einer Schweizer Vertretung immatrikulierten Auslandschweizer erhalten das Magazin gratis. Nichtauslandschweizer können das Magazin für eine jährliche Gebühr abonnieren (CH: CHF 30.-/Ausland: CHF 50.-). Abonnenten wird das Magazin manuell aus Bern zugestellt. www.revue.ch ■ Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 18. 6. 2014 ■ ADRESSÄNDERUNG: Bitte teilen Sie Ihre neue Adresse Ihrer Botschaft oder Ihrem Konsulat mit und schreiben Sie nicht nach Bern.



gedruckt in der
schweiz

Die Auslandschweizer und Ecopop

Die Aussage zur Ecopop-Initiative im Editorial der «Schweizer Revue» vom Juni, wonach Auslandschweizer nicht mehr in die Schweiz zurückkehren könnten, sollte die maximale Zuwanderung erreicht sein, trifft bei aller Skepsis gegenüber der Initiative in dieser absoluten Form nicht zu.

Grundsätzlich gelten die Verfassungsbestimmungen, die den Schweizern jederzeit eine Rückreise in ihre Heimat zusichern und diese Bestimmungen sollen auch künftig so erhalten bleiben. Der Bundesrat hält in seiner Botschaft fest, dass bei der Ausarbeitung der Zulassungsbestimmungen die Verfassungsgarantien wie beispielsweise Art. 24 Abs. 2 B zu berücksichtigen seien. Der Ini-

tativtext verbietet nicht, zwischen Schweizern und Ausländern zu unterscheiden. Da Schweizerinnen und Schweizern in jedem Fall erlaubt sein muss, in die Schweiz zurückzukehren, würde bei einer Annahme der Initiative das «Zuwanderungskontingent» für Ausländer also auch von der Anzahl der zurückkehrenden Schweizer abhängen.

JEAN-MARC CREVOISIER,
INFORMATIONSCHEF, EDA

Panikmache

Der Kommentar zu Ecopop im Editorial des letzten Hefts ist unsachliche Panikmache. Keine Initiative kann das grundsätzliche Verfassungsrecht aushebeln, wonach ein Inhaber eines CH-Passes sich jederzeit in der Schweiz niederlassen kann. Jedes halbwegs

vernünftige Gericht würde im schlimmsten Fall intervenieren. Die Steuerung der Zuwanderung ist ein wichtiger Teil für die Souveränität eines Landes. Sie einfach in Verhandlungen preiszugeben, zeugt von einer katastrophalen Politik. Die Einwanderung ist Staatssache und hat dem Wohl des Landes zu dienen. Klassische Einwanderungsländer wissen das schon lange und wenden sie entsprechend an.

MATT FREPP, TORONTO, KANADA

42 verlorene Jahre

Wer erinnert sich noch an den Club of Rome und dessen 1972 veröffentlichten Bericht «Die Grenzen des Wachstums» (Limits to Growth)? Die Verfasser des Berichts waren keine Extremisten, aber da sich jeder an ihm störte, verschwand er

in der Versenkung. Sollte die Ecopop-Initiative angenommen werden, bedeutete dies 42 verlorene Jahre – für die Schweiz und für den Rest der Welt. Ausser ...

BRUNO STUDER, SANARY
SUR MER, FRANKREICH

«Überzählig sind immer die anderen»

Nach dem Erfolg der nationalen Kräfte bei den EU-Wahlen ist die politisch korrekte Polemik der «Schweizer Revue» gegen die Ecopop-Initiative daneben. Zumal unser Bundesrat nicht vorhat, die vom Volk angenommene Masseneinwanderungs-Initiative umzusetzen. Also muss der Druck noch zunehmen. Nachdem sich rund ein Viertel der Europäer gegen den heutigen politischen Kurs der EU ausgespro-

Inserat

Heimweh?

Mit Swisscom iO kostenlos und unbegrenzt nach Hause telefonieren.

Available on the
 App Store

Get it on
 Google play



io.swisscom.ch



chen hat, kann die Schweiz gerne den bilateralen Weg mit den Brüsseler USA-Vasallen verlassen: Die Schweizer Regierung sollte endlich wieder für Abmachungen kämpfen, die im nationalen Interesse sind, statt sich am schwächlichen, lobby-gesteuerten Verhalten der Brüsseler Kommissionen zu orientieren.

DR. ETH, JEAN-PIERRE VOIRET,
CALW, DEUTSCHLAND

Realitätsbezogene und weitsichtige Entscheidung

Bei manchen Anliegen mag es sich ja noch um «Geschmackssache» oder Ansichtssache handeln. Bei der (weitgehend) unbeschränkten Einwanderung und (infolgedessen) Überbevölkerung geht es hingegen nicht nur um Lebensqualität, sie kann viel mehr zu einer ernsthaften Bedrohung für das blanke Überleben werden. Wie überall, gibt es auch da ein gesundes Mass; wenn wir das nicht berücksichtigen, dann kippt nicht nur der psychische und dadurch bedingt letztlich auch der physische Wohlstand, sondern wir verengen zusehends den Spielraum, den wir in Krisenzeiten haben, um unser Existenzminimum zu sichern. Hier stehen der utopische Glaube an ein unendliches wirtschaftliches Wachstum, Steigerung von Profiten und materiellem Reichtum der Realität von zunehmender Umweltzerstörung und -belastung, von Stress und dadurch bedingt einer zunehmenden Zahl von Krankheits-

fällen gegenüber. Es liegt an uns, die Realität zu erkennen, sie zu akzeptieren, und Schlimmeres durch eine möglichst frühzeitige Weichenstellung zu verhindern.

VITAL SCHERRER,
S. JORGE, PORTUGAL

Schlechter Geschmack

Das Foto auf der Titelseite der Ausgabe Nr. 2 der «Schweizer Revue»: sinnbildlich, in meinen Augen. Es ist ein Bild einer Unterwerfung, einer Niederlage! Abscheulich, degradierend, schlechter Geschmack. Was kommt als Nächstes? Ein symbolischer EU-Jodel?

ARMIN KUNKLER, BONIFAY, USA

Helvetismen

Meine lieben Schweizerinnen und Schweizer und sonstige Leser aus der Welt – besonders aus Frankreich und Deutschland: Ich lese manchmal bestürzt die Briefe im Briefkasten der «Schweizer Revue» und als ein übermässig verschweizerischer Ungar erlaube ich mir, Ihnen mein Büchlein «Helvetismen – Deutsches Kulturwörterbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft» zu empfehlen, damit Sie wirklich und in der Tat wissen, welch grossen Schatz die Schweiz hat und darstellt. So wird man auch die Resultate Volksabstimmungen ohne falsche Deutung verstehen. Mit grosser Achtung vor dem Schweizer Souverän.

PROFESSOR LÁSZLÓ ÓDOR,
BUDAPEST

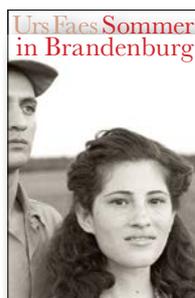
Liebe in grausamen Zeiten

«ES KANN KEIN VERGESSEN GEBEN; man kann nicht vergessen, was die Vernunft übersteigt», sagt einer der Überlebenden in Urs Faes' Buch «Sommer in Brandenburg». Die Geschichte, eigentlich eine literarisch-historische Recherche, beginnt im Jahr 1938. Im Hachschara-Zentrum von Ahrensdorf bei Trebbin, einem von der Reichsvertretung der Juden im Sinne des Zionismus betriebenen Landwerk, begegnen sich Ron und Lissy. Er ist aus Hamburg, sie aus Wien, beide stammen aus gutbürgerlichen Familien. In dem «Auswanderungslehrbetrieb» von Ahrensdorf werden jüdischen Jugendlichen Ackerbau, Bienenzucht, Land- und Handwerksarbeit beigebracht, um sie auf die Emigration ins gelobte Land und eine Zukunft als Siedler in Palästina vorzubereiten.

Zwischen Lissy und Ron keimt die Liebe. Als literarische Imagination lässt Urs Faes diese Liebesgeschichte aufleben. Die verstohlenen Blicke, die heimlichen Berührungen, die Wünsche und die grosse Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft – und einen gemeinsamen Tag und eine Nacht kurz vor der Trennung.

Faes lässt uns an seiner Spurensuche teilhaben. Im Leben der Jugendlichen im Landwerk, einem trotz strenger Regeln, harter Arbeit, Zweifeln und Ängsten fast idyllischen Ort, wo die grausamen Ereignisse des völkischen Rassenwahns vorerst nur durch Briefe von Eltern und Geschwistern ins Innere dringen. Es sind Berichte von Ausgrenzung, Demütigungen, Vertreibung und Deportationen.

«Wir ahnten nicht, wie schlimm es werden würde», sagt Efraim Jochmann, genannt Efri. Faes besucht ihn auf seiner Spurensuche in Jerusalem. Efri war der Jüngste im Landwerk Ahrensdorf, ein 13-jähriger Waisenknabe. «Nie in meinem Leben fühlte ich mich so aufgehoben wie auf diesem Landgut», erzählt er als alter Mann.



Doch es kommt der Moment, wo die Nazis auch die Landwerke nicht mehr dulden. Lissy hat kurz davor die Erlaubnis erhalten, mit einer Gruppe nach Palästina auszuwandern. Ron wird zusammen mit Efri ins Zwangsarbeitslager Neuendorf gebracht und 1943 in ein Konzentrationslager verschleppt. Das ist das Letzte, was man von ihm weiss. Lissys Spur verliert sich irgendwo auf der Reise nach Palästina oder in Palästina selber.

«Ich habe mich ganz und gar mit Dir angesteckt. Das bleibt in mir, solange ich bin», schreibt Ron in einem Brief an Lissy. Es ist sein letzter Brief, es ist eine Liebesgeschichte ohne glückliches Ende. Eine glückliche Fügung ist, dass Urs Faes durch Fotos im Museum des jüdischen Volkes in Tel Aviv auf diese Geschichte gestossen ist und die Recherchen unternommen hat. Er beschreibt als Schriftsteller nicht nur die Liebesgeschichte, wie er sie sich aus den Informationen imaginiert, er unterbricht die Chronologie der Geschehnisse durch vier Sequenzen mit Aufzeichnungen aus seinen Recherchen. Dieses Stilmittel mag zu Beginn irritieren, doch mehr und mehr werden die Begegnungen mit Zeugen zu einem zweiten berührenden Handlungsstrang.

BARBARA ENGEL

URS FAES, «Sommer in Brandenburg»; Suhrkamp-Verlag, Berlin; 262 Seiten; CHF 28.50, Euro 20.-; auch als E-Book erhältlich

Inserat

www.ilgauto.ch

40 Modelle!

ab Fr. 550.-/MT. Inkl. 3000 Km



Neu: Mitsubishi Outlander 4x4, Automat

Ilgauto ag, Frauenfeld, Tel. 0041 52 7203060

Wasserlandschaften

Gletscher, Wasserfälle, Flüsse und Seen sind nebst dem Gestein die prägenden Elemente der Gebirgslandschaften. Das Wasser bahnt sich seinen Weg von den Gipfeln ins Tal und formt über die Jahrtausende dabei die Landschaft. Manchmal bedrohlich und wild, manchmal lieblich oder verträumt präsentieren sich die Gewässer in den Bergen. Der Schweizer Fotograf Roland Gerth und der Journalist Emil Zopfi haben zusammen ein Buch mit wunderbaren Bildern und sehr inspirierenden Textpassagen geschaffen. Es ist eine Hommage an die Wildheit und Ästhetik des Wassers in der Schweizer Bergwelt.



Roland Gerth, Emil Zopfi, «Faszination Bergwasser – Die schönsten Wasserlandschaften der Schweiz»; AS Verlag, Zürich; 128 Seiten, 105 Abbildungen; CHF 45.–, Euro 35.90



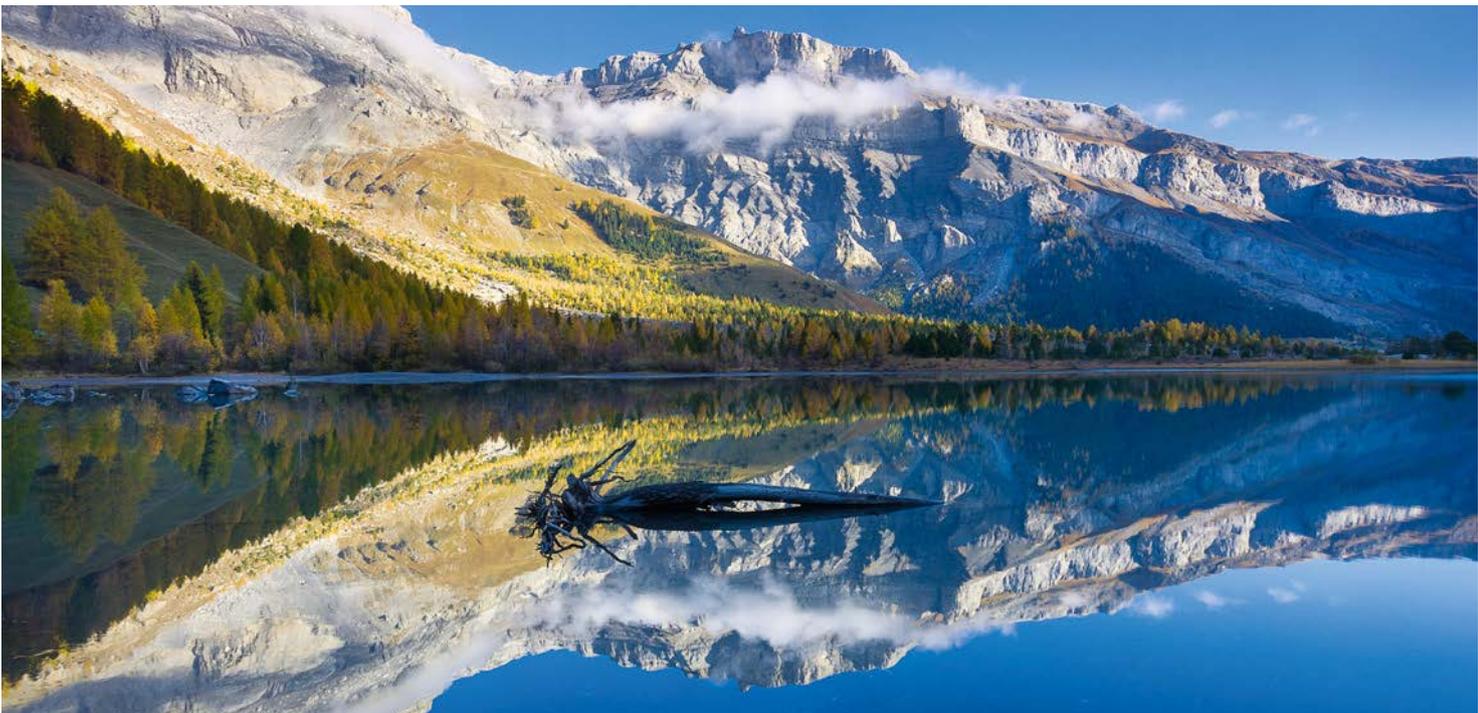
Die Maggia bei Ponte Brolla im Kanton Tessin



Fählensee im Kanton Appenzell Innerrhoden mit der Spitze des Altmann im Hintergrund



Gaulligletscher im Kanton Bern und der Bärglist



Lac de Derborence im Kanton Wallis mit der Felsspitze Tour Saint-Martin, auch Quille du Diable (Teufelskegel) genannt



Göschenalp im Kanton Uri mit den Gipfeln der Dammakette im Hintergrund



Crestasee bei Flims im Kanton Graubünden



ock im Morgenlicht im Hintergrund



Der Zufluss zum Märjelensee am Rand des Grossen Aletschglatchers im Kanton Wallis



Die Aareschlucht zwischen Meiringen und Innertkirchen im Kanton Bern

«Wir sind ganz normale Bürger. Einfach Bürger auf Rädern.»

Junge Jenische pochen auf das Recht, ein nicht sesshaftes Leben als Fahrende führen zu dürfen. Die Schweiz tut sich schwer damit, denn das provoziert auch Diskussionen um den Umgang mit Minderheiten.
Von Marc Lettau



Fahrende auf der Kleinen Allmend in Bern im April 2014

Hier hat alles seine Ordnung. Alle Wohnwagen sind sauber poliert und akkurat ausgerichtet. Nirgends liegt Abfall herum und die Lautstärke der Musik ist diskret. Frischgewaschene Wäsche hängt in der Sonne und die Hunde sind allesamt artig und angeleint. Man ist zu sagen geneigt: typisch brave Biederkeit auf einem Campingplatz.

Aber das ist ein Irrtum. Die Caravans an der Wölflistrasse in Bern beherbergen keine Feriengäste. Sie sind das Zuhause von Jenischen, von Fahrenden, die wie wir Sesshaften frühmorgens aufstehen, einer Arbeit nachgehen, abends haushalten, die Kinder mahnen, ihre Schulaufgaben zu erledigen, fernsehen und sich ein Bier gönnen. Der Platz ist kein Campingplatz, sondern einfach ein Parkplatz – ohne sanitäre Anlagen aber immerhin mit Wasser- und Stromanschluss. Die Jenischen haben diesen Ort der Stadt Bern eben erst abgerungen, und sie sind des Lobes voll: «Es ist wirklich ein schöner, tiptopper Platz.»

Noch vor wenigen Wochen war hier nichts tiptopp. Den Fahrenden war der Geduldssack gerissen, denn die seit Jahren versprochenen Stand- und Durchgangsplätze gibt es nach wie vor nicht. Junge Jenische forderten lautstark, diese Plätze müssten nun endlich geschaffen werden, weil ohne Plätze die nomadisch lebende Minderheit der Schweiz ihre Lebensweise nicht mehr fortsetzen könne. Am 22. April 2014 besetzten sie schliesslich mit rund 80 Wohnwagen Teile der Kleinen Allmend in Bern. Transparente machten klar, worum es ging: «Platzmangel» – «Hilfe» – «Wir haben Rechte».

Die Behörde schickte schliesslich die Polizei vor und die Situation endete unerfreulich: Die Polizei kesselte die Gruppe ein, nummerierte die Jenischen mit Etiketten und mit wasserfestem Marker direkt auf der Haut und führte sie ab, die völlig verängstigten Kleinkinder eingeschlossen.

Zwar verhielt sich die Polizei im gängigen Sinn korrekt und wendete keine Gewalt an.

Wenn aber «Zigeuner» von Uniformierten nummeriert und abgeführt werden, dann ruft dies nicht nur bei den Jenischen zwangsläufig unheimliche Bilder in Erinnerung. «Es war grausam. Es war, als würden wir gewarnt: Wir haben euch Zigeuner noch immer fest im Griff», sagt der Fahrende Albert Rossier, der zu den Initianten des Protestes gehört. «Wir haben an diesem Tag erfahren, dass sich die Diskriminierung unseres Volks jederzeit wiederholen könnte.»

Weniger statt mehr Plätze

Möglicherweise täuscht sich Rossier. Es dauerte nur Tage, bis die Städte Bern und Biel den Jenischen provisorische Standplätze anboten. Beide Städte erklärten, es sei verständlich und kein Vergehen, wenn die Jenischen wegen nicht eingehaltener Versprechen schier verzweifelten. In der Tat hatte das Bundesgericht bereits 2003 entschieden, Kantone und Gemeinden müssten die Bedürfnisse der Fahrenden berücksich-



Ein Vater mit seinen Kindern, als die Polizei am 24. April 2014 das Gelände auf der Kleinen Allmend räumt

tigen, also mehr Plätze schaffen. Nur, die Zahl der Plätze ist seither gesunken statt gestiegen. Es fehlen in der Schweiz rund 60 Plätze. Ein Grund dafür, sagt Venanz Nobel vom jesischen Verein Schäft Qwant, sei auch die Zersiedelung, die traditionelle Halteplätze verdränge.

Distanz zum Schrecken von damals

Die Kontroverse fördert ein trübes Kapitel jüngerer Schweizer Geschichte nochmals zutage: die bis heute nachwirkende Diskriminierung der Fahrenden durch Staat und Gesellschaft bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Besonders beklemmend sind die Auswirkungen des 1926 von der Stiftung Pro Juventute geschaffenen «Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse». Mit der Unterstützung staatlicher Fürsorgebehörden wurden rund 600 Kinder von Jesischen ihren Familien entzogen und dem «Hilfswerk» anvertraut. Das «Auseinanderreißen der Familiengemeinschaft», die «Ver-

hinderung ungewünschter Familiengründungen» und die «Internierung der Unverbesserlichen» erachtete Alfred Siegfried, der Vordenker des Hilfswerks, als gute Ansätze zur Bekämpfung «asozialer Sippen». Siegfried, dessen Theorien sehr lange un widersprochen blieben, hat die «Zigeuner» stets als «intellektuell und moralisch minderwertig», als «erblich belastete Vaganten» mit einem «Hang zur Liederlichkeit und zur Kriminalität» betrachtet. Er behauptete noch 1964 öffentlich, ein erheblicher Teil der Jesischen müsse «als schwachsinnig bezeichnet werden». Die Verfolgung endete erst 1973. 1986 entschuldigte sich Bundesrat Alfons Egli dafür, dass der Bund das un gute Tun finanziell mitgetragen hatte. 1995 gründete der Bund die Stiftung «Zukunft für Schweizer Fahrende».

Neue Generation mit Mut

Das dunkle Kapitel der Geschichte kennen die jungen Jesischen zwar auch, es ist zu-

meist die Geschichte ihrer Grosseltern. Sie wollen ihre Generation jedoch nicht als Opfer darstellen; sie bejahen ihre jesischen Wurzeln, kennen ihre staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten und treten entsprechend selbstbewusst auf. Das ist nicht selbstverständlich, denn nach den Jahren der Verfolgung existierte in der Schweiz kaum mehr eine jesische Kultur. Es brauchte Jahre der Wiederentdeckung und Wiedererfindung des Eigenen. Daran beteiligten sich nebst den Jesischen auch schwärmerische Neoromantiker wie der Schriftsteller Sergius Gollowin (1930-2006), der in der Kultur der Jesischen «kosmisches Wissen» zu orten glaubte und zwischen «dem fahrenden Volk» und der Politik vermittelte. Im Soge ihrer Selbstfindung schufen Schweizer Fahrende 1975 die «Radgenossenschaft der Landstrasse» und definierten sich zunehmend als eigenständige ethnische Minderheit. Der damals knapp zwanzigjährige Venanz Nobel staunt heute, wie viel Kraft die Radgenos-

senschaft entwickelt hat. Eben noch als «Vaganten» verfolgt, präsentieren sich die Gründer als trotzig und visionäre Jenische: «In Bern hat eine neue Generation Jenischer Mut gezeigt, eine Generation, die das Leben im Wagen wieder von Kindsbeinen an kennt.»

Nichts von oben aufzwingen

Auf der Ebene des Bundes ist das Bundesamt für Kultur (BAK) seit 1986 zuständig für die Minderheit der Jenischen, für deren Anerkennung und der Wahrung ihres kulturellen Erbes. Keine leichte Aufgabe, ging doch aus der Sicht der älteren Jenischen ein wesentlicher Teil der erlebten Repression eben genau vom Staat aus. Fiona Wigger von der Sektion Kultur und Gesellschaft des BAK ist sich dessen bewusst: «Es ist deshalb entscheidend, den Jenischen keine kulturelle Förderung von oben aufzuzwingen. Es gilt, das zu unterstützen, was von den Jenischen selbst gewollt ist», sagt sie. Im Zentrum stehe die Schaffung neuer Stand- und Durchgangsplätze: «Plätze sind die Voraussetzung für den Fortbestand der fahrenden Lebensweise. Zugleich ist die Suche nach Plätzen die allerschwierigste Aufgabe.» Im Mai haben die Stimmberechtigten der Gemeinde Thal (SG) einen Durchgangsplatz für Fahrende abgelehnt. Dabei schienen die Voraussetzungen gut, denn das betreffende Landstück wurde vom Bund als Platz für Fahrende angeboten. Der abschlägige Ent-

scheid von Thal «hat uns vor Augen geführt, dass guter Wille allein nicht ausreicht», sagt Wigger.

Sesshafte Mehrheit

In der Tat muss das Bundesamt immer wieder konstatieren, dass die Zahl der Stand- und Durchgangsplätze nicht steigt. Ist denn die Platzfrage überhaupt zentral, wo doch nur eine Minderheit der Jenischen auf Achse ist? Wigger sagt, auch sesshafte und «die sesshaft gemachten» Jenischen definierten sich sehr stark übers Fahren. Die Lebensweise der Minderheit steht also im Mittelpunkt.

Identitätsstiftend ist zudem die jenische Sprache. Allerdings diente das Jenische früher primär als Schutzsprache und war weniger eine um ihrer selbst willen gepflegte und die Kultur tragende Sprache. Längst nicht alle Jenischen sprechen Jenisch, so wie auch längst nicht alle im Scharttel (= Wohnwagen) durch die Gegend rotteln (= fahren), auf der Suche nach einem Pläri (= Platz); nicht alle schränze (= hausieren), geschweige denn kochen ihr Fludi (= Wasser) am Funi (= Feuer).

Doch der Stellenwert der Sprache steigt. Die Jenischen selbst heben zunehmend hervor, zur Anerkennung als Minderheit gehöre die Würdigung und Erhaltung ihrer Sprache: «Ob die Mehrheitsgesellschaft uns als Volk akzeptiert, hängt auch von der Beherrschung der eigenen Sprache ab», hielt der

Verein Schäft Qwant bereits vor einem Jahrzehnt fest. Hier spielt das BAK laut Wigger den unterstützenden Part und trägt Projekte, die die jenische Sprache dokumentieren. Allerdings ist der finanzielle Aufwand recht bescheiden.

«Wir sind der 27. Kanton»

Grundsätzlich stellt sich die Frage: Genügen ein paar Plätze, um die Welt der Jenischen ins Lot zu rücken und das historische Versagen der Mehrheitsgesellschaft als überwunden zu erklären? Daniel Huber, der Präsident der Radgenossenschaft, sagt: «Selbstverständlich wäre es eine Wiedergutmachung, wenn wir mehr Plätze erhielten.» Gleichzeitig skizziert er einen viel weiter reichenden Anspruch: «Wir sind im Prinzip der 27. Kanton der Schweiz.» Auch die nicht sesshaften Jenischen sind Staatsbürger: Ausnahmslos alle sind in einer Gemeinde registriert, sind dort steuerpflichtig, melden ihre Kinder in der dortigen Schule an – denn bildungsfern wollen sich moderne Jenische nicht geben.

Für den Zürcher Historiker Thomas Huonker, der seit Jahren die Geschichte der Schweizer Jenischen erforscht, bringt der Wunsch der Jenischen, als 27. Kanton verstanden zu werden, den Kern aller Schwierigkeiten zum Ausdruck. Die ganz «normale» Anerkennung sei keineswegs erreicht, weil die Jenischen in der Schweiz keine Selbstbestimmungsrechte wahrnehmen könnten, sagt der Historiker. Die Unterstützung, die den Jenischen zuteil werde, wirke, als werde sie ihnen «gnadenhalber» gewährt: «Wenn ihr brav seid, dann kriegt ihr etwas.» Das Existenzrecht einer Minderheit müsse mehr sein als eine Geste der Mehrheit.

Laut Huonker fehle die breite Einsicht, dass die Jenischen «nicht über die Mittel verfügen können, die ihnen eigentlich zustehen». Alle schweizerischen Jenischen zahlen regulär Steuern. Aber der Grundsatz «no taxation without representation» – keine Besteuerung ohne gewählte politische Vertretung – gebe es bei ihnen nicht. Huonker: «Sie zahlen Steuern, sind aber im Staat nicht repräsentiert und bleiben deshalb an den Rand gestellt.»

Abstimmen über andere

Selbstverständlich weiss Huonker, dass die Schaffung eines 27. Kantons für eine «nicht territoriale Volksgruppe» eine Utopie bleiben dürfte. Das entbinde den Staat aber

JENISCHE, FAHRENDE, ROMA

Die Jenischen sind eine eigenständige Gruppe mit eigener Sprache und spezifischer Lebens- und Erwerbsweise, die hauptsächlich in der Schweiz, Deutschland, Österreich und Frankreich lebt. In der Schweiz dürfte die Zahl der Jenischen bei 35 000 liegen. Entscheidend war für die Jenischen der im 17. und 18. Jahrhundert beginnende Aufbau moderner Staaten mit Aufenthalts- und Bürgerrechten, die auf eine sesshafte Bevölkerung ausgerichtet waren, wodurch nomadische Lebensweise zum Problem wurde. Wie der Begriff «Zigeuner» wurde in der Folge auch der Begriff «Fahrende» abwertend verwendet: fahrend als Sinnbild für unstetes, liederliches Leben. Bezogen auf die Jenischen in der Schweiz ist dieser Begriff ungenau. In der Schweiz sind die meisten Jenischen sesshaft, schätzungsweise 3000 bis 5000 leben ganz oder zeitweise nomadisch. Bei der modernen Staatenbildung kamen in Europa auch die Roma, die im 9. Jahrhundert vom indischen Subkontinent nach Europa gewanderte Bevölkerungsgruppe, unter Druck. Aus schweizerischer Perspektive werden heute vorab die durchreisenden Roma aus Südosteuropa und aus Frankreich wahrgenommen – und häufig negativ beurteilt. Praktisch unbeachtet bleibt, dass in der Schweiz Tausende sesshafter Roma leben, ohne dass sie als solche wahrgenommen werden. Sie sind insbesondere aus Südosteuropa in die Schweiz migriert. (mul)

nicht von der Verpflichtung, eine bessere politische Einbindung der Jenischen anzustreben. Zumindest gelte es, zu vermeiden, dass es zu Ausgrenzungsentscheiden der Mehrheit komme. Auch er verweist auf den Entscheid in Thal: Wenn in Gemeinden die – schweizerische – Mehrheit an der Urne über die Daseinsberechtigung einer – ebenfalls schweizerischen – Minderheit entscheiden dürfe, dann werde damit den Jenischen de facto «das selbstverständliche Recht zum Hiersein» abgesprochen. Huonker sagt: «Das Abstimmen über andere ist staatsrechtlich hochproblematisch.»

Sehnsüchte der «Normalos»

Obwohl die Vorurteile gegenüber den Jenischen nachwirkten, erkennt Huonker ein Umdenken: «Immer mehr Schweizerinnen und Schweizer sehen Jenische in erster Linie als hier lebende und arbeitende Menschen, die einfach wahrgenommen werden wollen.» Kommt dazu, dass auch sesshafte «Normalos» erleben, wie wenig sie mit der heimatlichen Scholle verwurzelt sind und wie sehr das Nomadische en vogue ist: Nomadisieren für den Job gilt als modern, und Freizeitnomaden, die bei jeder Gelegenheit ihren «Durchgangsort», sprich Zweitwohnsitz, in der Toskana, der Provence oder in Berlin ansteuern, gibt es zuhauf.

Mit der wachsenden Anerkennung als schweizerische Minderheit wächst unter den Jenischen aber auch das Bedürfnis – und der Druck –, sich gegenüber ausländischen Fahrenden abzugrenzen. «Wir sind Eidgenossen», betont Mike Gerzner, der junge Präsident der Bewegung der Schweizer Reisenden. Damit distanziert er sich von den ausländischen Roma, die oft von Frankreich her kommend durchs Land ziehen. Es brauche deshalb Plätze für Schweizer Fahrende, die als Hausierer, Händler und Handwerker ihrer Kundschaft nachreisten, sagt Gerzner. Und es brauche separa-

rate Plätze für die oft in grossen Verbänden transitreisenden Roma.

Einheimisch versus ausländisch

Die Betonung des Nationalen sichert den Jenischen wachsenden Support aus den ihnen früher sehr kritisch gesinnten rechtsbürgerlichen Kreisen. So ist etwa SVP-Nationalrätin Yvette Estermann zu einer politischen Fürsprecherin der Schweizer Fahrenden geworden. Sie verlangt von den Bundesbehörden unter anderem mehr Schutz der «einheimischen Jenischen» vor den einreisenden Roma. Rassismusexperte Georg Kreis sagt, die Distanzierung der Schweizer Jenischen von ihren «fremden Brüdern und Schwestern» müsse auch «nachdenklich stimmen». Es zeige sich einmal mehr, «dass diskriminierte Minderheiten – unter anderem wegen Mehrheitsdruck und Distanzierungszwang – geneigt sind, selbst erfahrene Diskriminierung an andere weiterzugeben». Vielleicht ist es auch viel banaler und Jenische und Roma kommen sich in die Quere, weils auf ihren Plätzen immer enger wird. Erst seit Mitte der 1970er-Jahre dürfen ausländische Roma überhaupt in die Schweiz einreisen. Die Zahl der Plätze ist seither aber, wie gesagt, gesunken statt gestiegen.

Nicht mehr wie Flüchtlinge

Claude Gerzner, auch er von der Bewegung der Schweizer Fahrenden, ist recht optimistisch. Er habe in den letzten Monaten eine

Wende zum Besseren erlebt: «Die Vorurteile sind stark zurückgegangen. Wir fühlen uns viel weniger als Flüchtlinge im eigenen Land.» Tauche heute eine jenische Familie mit ihrem Caravan auf, «dann wissen jetzt eigentlich alle, dass wir ganz normale Bürger sind. Einfach Bürger auf Rädern». Venanz Nobel ist etwas zurückhaltender. Bessere Anerkennung genossen vor allem fahrende Jenische: «Am Ziel sind wir erst, wenn die Jenischen als ganze Volksgruppe – die sesshaften und die fahrenden eingeschlossen – Anerkennung finden.»

Zurück an die Berner Wölflistrasse. Wie erlebt man hier die Diskussionen über den Umgang der Schweiz mit ihrer jenischen Minderheit? Der kräftige, bärtige Mann neben seinem Caravan nimmt einen tiefen Zug aus seiner Zigarette, blickt unbestimmt in Richtung Alpenkette – und geht nicht wirklich auf die Frage ein. Er hat kein Bedürfnis nach intellektuellem Palaver. Er spürt den Drang zu gehen. Der Entscheid fällt plötzlich: «Komm, Claudia, wir hängen ab!» Das Paar packt. Der Mann will subito gehen. Er will nicht werden, wie «die Betonjenischen», denen man «das Reisen ausgetrieben hat». Wohin wird er denn gehen? «Vielleicht ins Tessin. Oder in die Zentralschweiz. Wir werden es sehen.»

MARC LETTAU ist Redaktor der «Schweizer Revue»



Ein Bild aus den Dreissigerjahren von Fahrenden in der Schweiz – oft wurden den Eltern damals die Kinder weggenommen

Statt 60 Krankenkassen nur noch eine

Das hervorragende, aber auch teure schweizerische Gesundheitswesen ist ein politisches Dauerthema. Wieder einmal hat das Volk das Wort: Auf der Abstimmungsagenda vom 28. September 2014 steht die Schaffung einer Einheitskrankenkasse.

Von Jürg Müller

Will hier jemand «eine Grippe mit einer Chemotherapie behandeln», wie Ruth Humbel, Nationalrätin der CVP, behauptet? Oder geht es um die Bekämpfung eines kostentreibenden «Pseudowettbewerbs» und um die Beendigung eines versicherungstechnischen «Chaos», wie SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr findet? Wie üblich sind die politischen Kontrahenten bei der präzisen Diagnose und der richtigen Therapie für den fiebrigen Patienten «Gesundheitswesen» uneins. Dies ist beim neusten Angebot in der politischen Hausapotheke, bei der Einheitskrankenkasse, nicht anders.

Ob das Medikament auch wirklich zur Anwendung kommt, entscheidet sich am 28. September 2014. Dann stimmt das Schweizervolk über die von mehreren Verbraucher- und Konsumentenorganisationen, den Sozialdemokraten und den Grünen getragene Initiative für eine «öffentliche Krankenkasse» ab. Die Kernforderung lautet gemäss Initiativtext: «Die soziale Krankenversicherung wird von einer einheitlichen, nationalen öffentlich-rechtlichen Einrichtung durchgeführt.» Bei einem Ja zur Einheitskasse müssten sich die über 60 privaten Krankenkassen aus dem Geschäft mit der obligatorischen Grundversicherung zurückziehen; sie könnten nur noch Zusatzversicherungen anbieten.

«Gefährliche Therapie»

Für die Vertreter des freien Wettbewerbs ist das der falsche Weg. Dies trotz gewisser Ärgernisse, die sowohl Leistungserbringer (Spitäler und Ärzte) als auch Patienten mit Krankenkassen haben. In den Worten von Ruth Humbel: «Eine Einheitskasse ist schlimmer als eine bloss Scheinlösung: Sie ist eine gefährliche Therapie mit gravierenden Folgen.» Im Parlament warnten die Gegner vor einem Monopolsystem ohne Wahlfreiheit und ohne Anreize zu einer sparsamen Gesundheitsversorgung. Ein bewährtes System werde für ein riskantes Experiment aufs Spiel gesetzt, eine Einheitskasse werde zu höheren Kosten und Prämien

führen. Die St. Galler FDP-Ständerätin Karin Keller-Suter sprach von einem «ersten Schritt zu einem vollständig steuerfinanzierten Gesundheitswesen». Mehrere Redner betonten im Parlament, Hauptgründe für den Kostenanstieg seien die höhere Lebenserwartung und Fortschritte in der Medizin, nicht, wie oft behauptet werde, Verwaltungs- und Werbekosten der Krankenkassen.

«Zunehmende Bürokratie»

Genau hier haken die Befürworter der Initiative ein: «Wir haben eine zunehmende Bürokratie», sagt SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr. Die Probleme würden immer grösser, mittlerweile gebe es 300 000 Versicherungsprodukte, mit denen die Kassen versuchten, neue Versicherte anzulocken: «Das ist nicht Wettbewerb, das ist Chaos.» Mit ihren Marketing- und Werbekosten sowie der lästigen Telefonwerbung zeigten die Krankenkassen, dass sie sich «mehr um ihr Business als um das Wohl der Patientinnen und Patienten» kümmerten. In der Tat häufen sich die Klagen über aggressive und lästige Werbefeldzüge der Kassen.

Einfacher, gerechter und günstiger soll das System bei Annahme der Initiative werden. Einfacher, weil das heutige System «vollkommen unüberschaubar und intransparent» geworden sei, wie die Initianten schreiben: Gerechter, weil heute die Krankenkassen viel Geld in die Anwerbung von gesunden Versicherten, sie werden «gute Risiken» genannt, investierten, was

insgesamt zu höheren Prämien führe, und günstiger, weil das Kostenwachstum dank Einsparungen bei Werbung und Verwaltung gebremst würde. Substanzielle Einsparungen seien auch deshalb möglich, weil sich die Kassen effizienter um chronisch Kranke und teure Patientinnen und Patienten kümmern könnten, mehr Interesse an Prävention und eine stärkere Verhandlungsposition bei der Aushandlung von Tarifen und Preisen hätten.

Die Volksinitiative hat zumindest in einem Punkt bereits Früchte getragen: Die eidgenössischen Räte haben im Frühling eine Verfeinerung beim sogenannten Risikoausgleich zwischen den einzelnen Kassen beschlossen, um die Jagd nach guten Risiken zu dämpfen.

GASTGEWERBE WILL TIEFERE MEHRWERTSTEUER

Die Gastronomie-Branche fühlt sich diskriminiert:

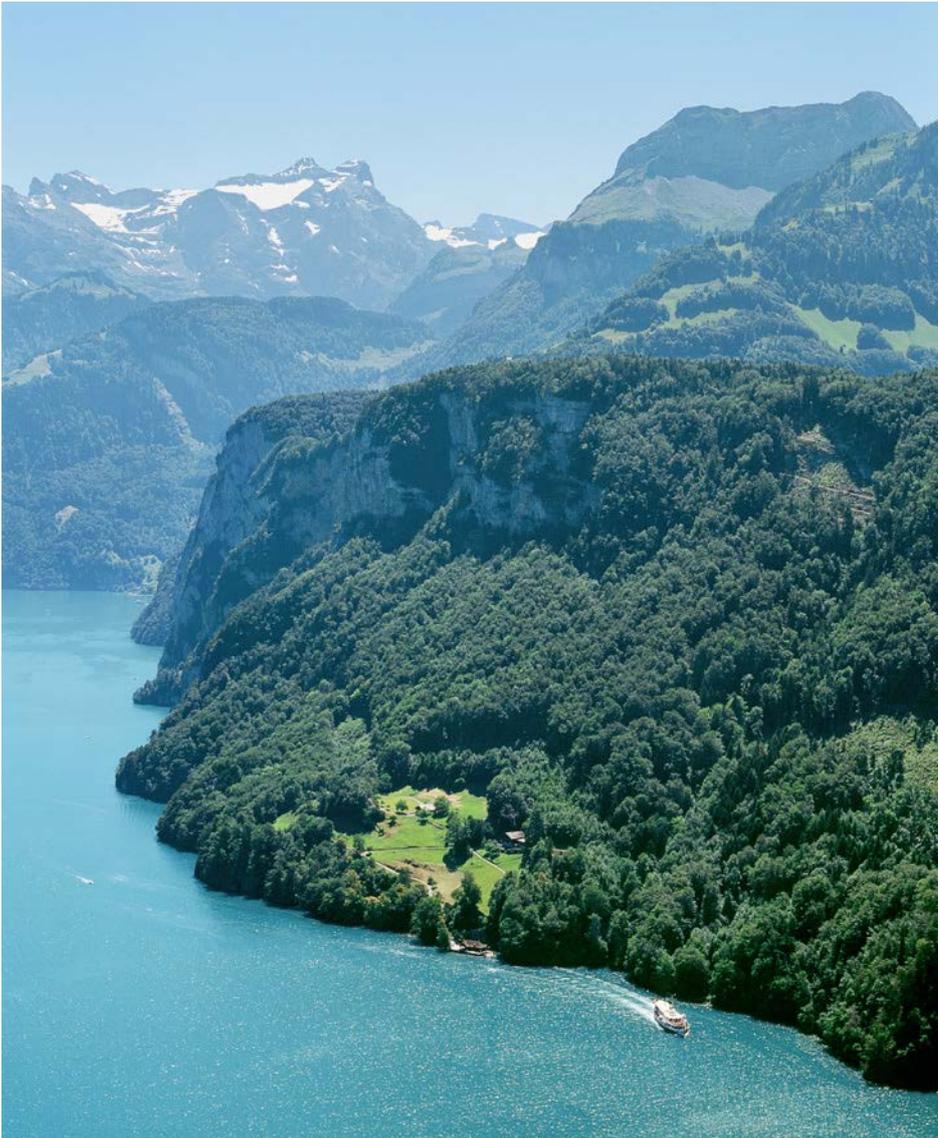
Auf Leistungen des Gastgewerbes gilt ein höherer Mehrwertsteuersatz als bei Take-Away-Betrieben.

Wer im Restaurant isst, muss die üblichen 8 Prozent Mehrwertsteuer bezahlen, bei einem Imbissstand dagegen nur 2,5 Prozent. Die von GastroSuisse lancierte Volksinitiative «Schluss mit der MwSt-Diskriminierung des Gastgewerbes» kommt am 28. September 2014 zur Abstimmung. Sie will Restaurants dem gleichen Steuersatz unterstellen wie die einfache Lieferung von Nahrungsmitteln; gemeint sind eben Take-Aways. Dabei muss man wissen: In der Schweiz beträgt die normale Mehrwertsteuer 8 Prozent, der reduzierte Satz 2,5 Prozent für alltägliche Güter wie Nahrungsmittel. Zudem gibt es einen Sondersatz von 3,8 Prozent für Beherbergungsleistungen. Bundesrat und Parlament sind gegen die Initiative, unter anderem weil der tiefere Satz zu Steuerausfällen von bis zu 750 Millionen Franken führen würde. (JM)

Eine idyllische Wiese voller Dramatik

Die Rütli-Wiese ist zum Symbol unserer nationalen Legende geworden, dabei spielt der Mythos eine entscheidende Rolle. Die Strahlkraft des Ortes ist bis heute ungebrochen. Das birgt auch die Gefahr von Missbrauch und Übernutzung.

Von Jürg Müller



Das Rütli am Vierwaldstättersee im Kanton Uri

Es war ein Treffen im Schutze der Nacht, als sich die drei Eidgenossen 1291 auf dem Rütli einfanden, um den Bundesschwur zu leisten. Heute wäre ein solches Treffen nicht mehr so einfach möglich, es müsste eine Bewilligung eingeholt werden und die drei wackelnden Männer könnten ihr Unterfangen wohl nur während des Tages durchführen, denn Übernachten ist auf der berühmten Wiese im Wald über dem Urnersee nicht erlaubt. Und für derart brisante Sachen wie einen Bundesschwur muss heute ein «vollständig

ausgefülltes Gesuch» eingereicht werden. So will es die Benutzungsordnung für die Geburtsstätte der Schweiz, erlassen am 9. Januar 2014 von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, der Verwalterin des Rütli.

Die Zeiten haben sich gewandelt, aber trotz neuem Reglement ist etwas gleich geblieben: Das Rütli ist eine einfache Wiese und kein pompöses Nationalheiligtum. Es ist eine nationale Gedenkstätte, von der gerade wegen ihrer Schlichtheit etwas Berüh-

rendes ausgeht. Auf halbem Weg von der Schiffflände zur Wiese kann man sich im Rütlihaus bewirten lassen, eine kleine Ausstellung und den Drei-Länder-Brunnen besichtigen. Es ist ein eher abgelegenes, allein vom See aus gut erreichbares Stück Land, ein urtümlicher Ort in einer dramatischen Landschaft. Auf der Wiese angekommen, ist der Besucher nicht mehr sicher, ob es allein der landschaftliche Reiz ist, der ihn betört, oder ob ins optische Erleben auch bereits das Wissen um den Genius loci einfließt.

Keine historische Stätte

Zu diesem Wissen gehört heute auch, dass es mit der Historizität des Ortes nicht weit her ist. Der Historiker Roger Sablonier schreibt, die Elemente der Befreiungstradition, «also Untaten der Vögte, Verschwörung, Tellen-tat, Burgenbruch und Volksaufstand, fügten sich im ausgehenden 15. Jahrhundert zu einer Bildergeschichte über die Anfänge zusammen, haben aber mit den tatsächlichen Ereignissen um 1300 sehr wenig bis gar nichts zu tun. Die Befreiungstradition diente nach 1470 als literarisch-juristische Erzählung zur Rechtfertigung staatlicher Sonderexistenz der Eidgenossenschaft zu dieser Zeit, nicht der historisch getreuen Schilderung weiter zurückliegender historischer Gegebenheiten.»

In der Geschichtswissenschaft spielt das Rütli als historische Stätte schon lange keine Rolle mehr, ebenso wenig wie Wilhelm Tell – aber es wirkt als geschichtsträchtige Erzählung bis heute fort. Susanna Burghartz, Geschichtspräsidentin an der Universität Basel, schreibt in dem 2014 publizierten neuen Standardwerk «Geschichte der Schweiz»: «Obwohl es diesen Tell nie gegeben hat, spielte er als Figur durchaus eine historische Rolle und war gegen Ende des 15. Jahrhunderts bereits Teil eines ganzen Komplexes



Die drei Eidgenossen in der Eingangshalle des Bundeshauses

von Vorstellungen, denen eine wichtige integrative Funktion für die Entstehung eidgenössischen Eigenbewusstseins und dessen Legitimierung zukam.» Zu diesem «Komplex von Vorstellungen» gehört auch das Rütli.

Die Funktion des Mythos

Dass Sagen und Mythen eine positive Funktion haben können, ist bei Historikern anerkannt. Ulrich Im Hof, der frühere Professor für Schweizer Geschichte an der Universität Bern, findet, nur positivistisches Denken glaube, «auf den Mythos verzichten und ein Bewusstsein nationaler Identität entbehren zu können». Dieses Denken sei problematisch, weil «dieses so entstehende Vakuum durch andere, unkontrollierbare Identitätsvorstellungen ausgefüllt werden könnte». Die «Komponenten nationaler Identität und deren Mythen sind – sofern sie wirkliche Werte verkörpern und stets kritisch hinterfragt werden – für das Bestehen einer politischen Gesellschaft sicher nach wie vor unentbehrlich», schreibt Im Hof in seinem Buch «Mythos Schweiz» von 1991.

Auch der Literaturwissenschaftler Peter von Matt spricht den Mythen eine funda-

mental politische Funktion zu. In seiner 1.–August-Rede 2009 auf dem Rütli sagte er, für viele sei «dieses Rütli ein Stück nationales Gerümpel. Man erklärt es zu einem Symbol historischer Verblendung, einem Phantom, einer kollektiven Einbildung.» Doch aufgepasst: Wir seien in den vergangenen Jahren in eine Falle geraten, indem wir nur noch fragten: Mythos oder Realität? So einfach sei es aber nicht. Für jede Nation verdichte sich ihre Herkunft in erregenden Geschichten, und «diese Geschichten haben eine eminente Funktion: Denn sie sind in ihrem Wesen politische Verhaltensanweisungen».

Im Fall von Wilhelm Tell lautet die Botschaft: «Der Gehorsam im Staat hat seine Grenzen. Untertanengeist darf nie überhandnehmen.» Und am Rütli schwur könnten wir ablesen, «dass wir in der Schweiz keinen Häuptling brauchen und keinen wollen». Peter von Matt kam in seiner Ansprache auch auf den Seelisbergtunnel zu sprechen, der unter dem Rütli durchführt und eine der wichtigen europäischen Nord-Süd-Verbindungen darstellt: «Das Rütli steht für den Willen zum Zusammengehören und Zusammenbleiben in der Eidgenossenschaft. Der Tunnel steht für die ebenso starke Lust, über die Grenzen des Landes auszuschwärmen und mitzuspielen im Spiel der europäischen Mächte.»

Man kann das Rütli auch ganz ohne Umschweife und ganz ohne Tunnel als Ort des Aufbruchs Richtung Europa verstehen – zumindest war das 1991 noch möglich. Ulrich Bremi, freisinniger Nationalratspräsident, sagte damals anlässlich der 700-Jahr-Feier der Schweizerischen Eidgenossenschaft: «Das Rütli muss auch in dieser Zeit zum Ausgangspunkt werden für eine moderne europäische Schweiz. Wenn es uns mit dem Rütli ernst ist, dann nehmen

wir heute die Herausforderung an, wieder eine entschlossen handelnde, eine europäisch handelnde Schweiz zu werden.» 5000 geladene Gäste, darunter sämtliche europäischen Parlamentspräsidenten, hörten sich die feierliche Ansprache auf der Rütli-Wiese an. Der Rütli-Geist von 1991 hat der Schweiz dann allerdings nicht in dem von Bremi beschworenen Sinn zu europäischen Höhenflügen verholfen. Wenden wir uns deshalb wieder der Vergangenheit zu.

Von Friedrich Schiller zu Henri Guisan

Denn nicht erst heute, wo jährlich rund 100 000 Personen die Wiese am Urnersee besuchen, ist das Rütli eine beliebte nationale Pilgerstätte. Im 17. und 18. Jahrhundert waren es vor allem die Urkantone, die dort immer wieder Anlässe durchführten. Von grosser mythenbildender Kraft waren dann allerdings drei Ereignisse im 19. und 20. Jahrhundert: Friedrich Schillers Schauspiel «Wilhelm Tell» von 1804, der Kauf der Rütli-Wiese durch die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG) von 1859 und der Rütli-Rapport von General Henri Guisan im Jahr 1940.

Mit Schillers Drama erfuhr das mythische Gründungsgeschehen rund um den Vierwaldstättersee die eigentliche Kanonisierung und Überhöhung. Zur europaweiten Popularisierung trug auch die 1829 in Paris uraufgeführte Oper «Guillaume Tell» von Gioachino Rossini bei. Im Ausland war der Enthusiasmus vorerst grösser als in der Schweiz. Den Zensurbehörden in Mailand, Rom, London und Petersburg jedenfalls entging der revolutionäre Grundgedanke nicht, und sie sahen sich genötigt, bei heiklen Stellen einige entschärfende Retuschen vorzunehmen.

Einen weiteren Rütli-Boom löste der Kauf der Wiese durch die SGG 1859 aus. Das Geld kam durch eine nationale Sammelaktion zusammen. Damit wurde auf der Gedenkstätte ein touristisches Überbauprojekt verhindert. Die Aktion war wirkungsvoll inszeniert: Die Schweizer Jugend wurde in die Sammelaktion einbezogen; zum Dank erhielten alle Schülerinnen und Schüler einen Stahlstich mit einem romantisierenden Rütli-Bild. Die SGG schenkte das Grundstück als «unveräusserliches Nationaleigentum» der Eidgenossenschaft, die es der SGG-internen Rütlikommission zur Verwaltung übertrug, was bis heute so geblieben ist.

Zu einem symbol- und geschichtsträchtigen Ort wurde das Rütli mit Henri Guisan: Der General versammelte am 25. Juli 1940 sämtliche höheren Offiziere ab Stufe Major zum Rütli-Rapport. Er begründete den Bezug des Réduit und schwor Volk und Armee auf den unbedingten Abwehrwillen gegen Nazi-Deutschland ein. Das Ereignis erhielt einen speziellen Platz im kollektiven Bewusstsein der Schweiz. «An diesem historischen Vorgang kann man die sich wechselseitig belebende und stützende Wirkung ersehen, die von der mythischen Qualität des Orts auf die dort abgehaltenen Veranstaltungen ausgeht und – umgekehrt – von der Nutzung des Orts wiederum auf den genutzten Ort zurückgeht», wie der Basler Historiker Georg Kreis in seinem Buch «Schweizer Erinnerungsorte» schreibt.

Doppeltes Rütli im Bundeshaus

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass das Rütli als Symbol der Alten Eidgenossenschaft auch in die Staatssymbolik des neuen Bundesstaates von 1848 Eingang gefunden hat. Im Berner Bundeshaus ist der Rütli-Mythos gleich doppelt verewigt: Schwergewichtig in der Eingangshalle, wo die drei gewaltigen, schwörenden 24 Tonnen schweren Eidgenossen stehen; luftig-leicht im Nationalratssaal, wo das Rütli im monumentalen Gemälde «Wiege der Eidgenossenschaft» von Charles Giron festgehalten ist.

Das Rütli nimmt in der Vorstellungswelt vieler Schweizerinnen und Schweizer nach wie vor einen prominenten Platz ein. Ursprünglich waren es eher patriotisch bis nationalistisch gesinnte Kreise, die dem Ort im Herzen der Urschweiz Symbolwert erkannten. Heute entzündet sich am Rütli immer wieder ein unterschwelliger Kampf um die Deutungshoheit, an dem sich alle gesellschaftlichen und politischen Strömungen beteiligen. Es dient als Projektionsfläche für sehr viele und vor allem sehr viele unterschiedliche Anliegen: für oder gegen eine Öffnung der Schweiz hin zu Europa, für Frieden und Gerechtigkeit, für eine starke Armee, gegen Linke, gegen Rechte, für die Demokratie und so weiter.

Fanden früher meist nur schlichte Bundesfeiern auf dem Rütli statt, nutzten in jüngster Zeit auch Bundesräte den geweihten Ort für Auftritte. Zweimal, in den Jahren 2000 und 2005, wurden Bundesratsreden von Neonazis massiv gestört. 2007 setzte Alliance F, der Bund schweizerischer



Wandbild im Nationalratssaal von Charles Giron: mit Vierwaldstättersee, Rütli-Wiese und den Mythen im Hintergrund, in den Wolken schwebt eine nackte Frauengestalt mit einem goldenen Olivenzweig, dem Sinnbild des Friedens, in der Hand

Frauenorganisationen, einen neuen Akzent, um das Rütli «der konservativen Männerwelt und den nationalistischen Kräften zu entreissen», wie Georg Kreis schreibt. Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey (SP), Nationalratspräsidentin Christine Egerszegy (FDP) und SGG-Präsidentin Judith Stamm (CVP) führten eine grosse gemeinsame 1.-August-Feier durch.

Schutz vor Missbrauch

Ein weiteres Indiz für die Vitalität des Rütlis ist die intensive mediale Begleitung aller grösseren Anlässe. Grosse Aufmerksamkeit erlangte etwa der «SVP-Kaderrapport» im Jahr 2011 mit dem Auftritt von SVP-Bundesrat Ueli Maurer. Dieser Anlass hätte eigentlich nicht stattfinden dürfen, da nie politische Veranstaltungen auf dem Gelände stattfanden. Deshalb wurde es wenig später CVP-Bundesrätin Doris Leuthard bei einer Veranstaltung der CVP-Kantonalparteien nicht erlaubt, auf der Rütli-Wiese zu sprechen. CVP-Nationalrätin Ida Glanzmann richtete daraufhin ein Postulat an den Bundesrat und verlangte, er solle den Parteien den freien Zugang zum Rütli ermöglichen. Deshalb musste sich die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG) als Rütli-Verwalterin grundsätzliche Überlegungen zur Nutzung machen. Nach Auskunft von SGG-Geschäftsleiter Lukas Niederberger gab es davor keine klare Regelung für die politischen Parteien. Wegen der umstrittenen Vorkommnisse wollte die SGG nun alle Veranstaltungen von Parteien verbieten. Nach

einer Intervention der Bundeskanzlei wurde das Verbot nicht ganz so rigoros formuliert: Jubiläumsfeiern von Parteien sind zwar möglich, doch «das Rütli darf nicht für partikuläre politische Ziele oder kommerzielle Zwecke benutzt werden». So wird es in der neuen Benutzungsordnung formuliert. Verbieten sind zum Beispiel Veranstaltungen, die «politische Inhalte thematisieren, über die in den folgenden drei Monaten abgestimmt wird», und die ein halbes Jahr vor Wahlen für bestimmte Personen oder Gruppen werben.

Das Rütli soll auch vor politischem Extremismus geschützt werden, da sich dort immer wieder auch Neonazis in Szene setzen. Es darf nicht für Ziele genutzt werden, welche «die Grundwerte der Eidgenossenschaft in Frage stellen», wobei insbesondere die Toleranz gegenüber Andersdenkenden erwähnt wird. So sind Aktivitäten verboten, die «sich gegen bestimmte Menschen oder Gruppierungen in der Schweiz richten» und welche «die Öffentlichkeit polarisieren und die gesellschaftlich-kulturelle Vielfalt nicht akzeptieren».

Diese Richtlinien machen eines deutlich: Nationale Gedenkstätten können Orte der Besinnung sein; sie bergen aber immer auch die Gefahr in sich, wegen ihres hohen Symbolgehalts für sehr unschöne Zwecke missbraucht zu werden. Dieses Schicksal teilt das Rütli mit vergleichbaren Orten in der ganzen Welt.

JÜRIG MÜLLER ist Redaktor der «Schweizer Revue»

Franz Weber oder Der Traum von einer intakten Schweiz

In seinem Haus in Clarens am Genfersee sinniert Franz Weber – eine wichtige und atypische Schweizer Persönlichkeit – über sein Leben, das er «der Schönheit und dem Wohlbefinden von Natur, Mensch und Tier» gewidmet hat.

Von Stéphane Herzog



Franz Weber in seinem Haus in Clarens

Franz Weber macht in der Schweiz seit einem halben Jahrhundert von sich reden. Die Robbenbabys und ihre synthetische Kopie in Form von Miniaturen aus Plüsch (eine Idee seiner Gattin Judith Weber) sind fester Bestandteil der Erinnerung von Kindern der Generation X. Diese Kinder und ihre Eltern kennen die Fernsehbilder von Brigitte Bardot, die auf dem Packeis ein Robbenbaby umarmt. Das war 1977.

Im Hotel Giessbach, weit über dem Brienersee, ist man Franz Weber dankbar dafür, dass er sich für die Rettung der Hotelanlage eingesetzt hat. Kristallklares Wasser. Die Dampfer der Belle Époque. Die Standseilbahn, die zum Hotel hinaufführt. Das ist

die Schweiz, die den illustren Basler stets bewegt hat und über deren «Intaktheit» sich die Schweizer freuen. Im Wallis schwebt der Schatten Webers über den Dörfern. Die Städter, die hier unterwegs sind, verspüren Empathie und Bewunderung für den Mann, der im Val d'Anniviers mit Gülle überschüttet wurde, als er sich für den Schutz der Landschaft vor Baulöwen einsetzte. «Lieber Gülle als Beton», kommentierte er diesen Vorfall elegant. Später dankten ihm die Bewohner des Tals für seine Aktion, wie René Langel in einer 2004 erschienenen Biografie berichtet.* Werden die Walliser in Zukunft auch dankbar sein dafür, dass sich das Schweizer Stimmvolk 2012 für einen be-

grenzten Bau von Zweitwohnungen in ihrem Tal ausgesprochen hat? Die Zeit wird es weisen.

«Ein Autokrat, aber im positiven Sinn»

Ein Treffen mit Franz Weber in seinem schönen Haus in Clarens, in unmittelbarer Nähe des Genfersees, ist wie die Zusammenkunft mit einem Helden, einem Mythos. «Herr Weber, sind Sie ein Held?», fragten wir den 87-Jährigen, der uns in einem kleinen, ruhigen Esszimmer mit verzierten Wänden begrüßte. «Ich würde mich nicht als solchen bezeichnen. In bestimmten Augenblicken können wir alle Helden sein», lautet die von einem etwas entfernten Lächeln begleitete Antwort des Gründers von Helvetia Nostra. Der letzte Kampf dieses Vereins – eine dritte Abstimmung mit dem Ziel, Bauten auf den Hügeln des Lavaux zu verbieten – war ein Misserfolg. Die Annahme eines Gegenentwurfs durch das Stimmvolk relativiert die Niederlage, «doch dieser Text ist ein Kompromiss und bleibt deshalb gefährlich, denn er täuscht einen guten Schutz vor», so Judith Weber. Zierlich, charmant und mit sorgfältig gewählten Worten beschreibt sie ihren Franz als unnachgiebigen Einzelkämpfer. «Er verhält sich wie ein Autokrat, aber im positiven Sinn», lächelt sie. «Franz ist nicht dafür gemacht, mit vielen Leuten zusammenzuarbeiten. Er sagt, was zu tun ist, und die Leute folgen seinen Anweisungen oder nicht.» Sie war mit ihrem Mann nicht immer einer Meinung. Doch letztlich ist sie höchst angetan vom Werk ihres Gatten, in das sich ihr eigenes Leben und jenes der gemeinsamen Tochter Vera, die in die Fussstapfen ihres Vaters getreten ist, eingliedern.

Wie Winkelried und Wilhelm Tell, aber vielleicht auch Christoph Blocher, von dem er recht viel hält, kennt Franz Weber keine Angst und nimmt nie den Mittelweg. «Oft baten ihn Menschen um Hilfe, die Angst hatten», erzählt seine Frau. Doch wenn er mit ihnen spricht, verändert sich ihre Haltung: Sie gehen wie auf Wolken und werden mutig.» Judith Weber erinnert sich an zwei grosse Kämpfe: die Rettung der antiken

Stätten von Delphi vor einem Industrieprojekt und die Kampagne zur Rettung der Donau-Auen von Hainburg in Österreich (in den 1970er- und -80er-Jahren).

Er hat stets Nein gesagt

In Surlej und Sempach sowie im Lavaux, in Crans-Montana, Ouchy und im Simmental, im Jura, in der Ardèche und der Provence, in Australien und in Togo – Franz Weber hat stets Nein gesagt. Nein zu unvernünftigen, hässlichen Immobilienprojekten, Nein zu unbegrenzten Autobahnen, Nein zu Industrieprojekten auf einzigartigen Plätzen, Nein zur Abschachtung von Tieren, zu Wasserflugzeugen, zur Vivisektion. Und Nein auch zur Willkür: So setzte er sich für den Afroamerikaner Carzell Moore ein, der in den USA aufgrund einer anscheinend unzureichenden Faktenlage zum Tode verurteilt wurde.

In der Kosmogonie Franz Webers werden die Bösen und ihre Absichten klar benannt. «Der persönliche Profit verdirbt das Gewissen und führt zur Zerstörung des Schönen», stellt er fest. Das Establishment und die Baulöwen stecken unter einer Decke und lassen sich vom Geld leiten. Die Politiker? Sie entscheiden über die Köpfe des Volkes hinweg und daran muss man sie hindern. Die öffentliche Meinung versus mafiöse Machenschaften und Absprachen.

Woher kommt all diese Wut? Predigten des Vaters, seines Zeichens Pfarrer? Von der Mutter, die jäh aus dem Leben gerissen wurde, als er zehn Jahre alt war? Franz Weber gibt sich bei diesem Thema wortkarg und will sich nicht festlegen. Die Freude am Schönen, die Harmonie (zwischen Bauten und der Natur) und die Leidenschaft, mit der er diese Werte verteidigt, sind ihm schlicht angeboren. «Wahrer Wohlstand besteht in einer schönen Landschaft, glücklichen Menschen und Tieren», resümiert der Vorkämpfer in Sachen Ökologie. Er fühlt sich zu keinem politischen Dogma hingezogen. «Ich kläre die Öffentlichkeit auf, wenn die Gefahr besteht, dass etwas verloren geht. Ich sage den Leuten: Schaut euch diese Landschaft an. Sie ist tausendmal wichtiger als der Profit einiger weniger. Die Mehrheit entscheidet.»

Auf Einladung präsentiert Franz Weber am World Economic Forum 1981 seine Überzeugungen verblüfften Entscheidungsträgern. Er spricht (hauptsächlich) über die Wegwerfgesellschaft und die begrenzte Lebenszeit von Produkten, greift mit der sogenannten Economy of Functionality das Thema Mieten statt Kaufen auf (Vorschlag des Carsharing), prangert die «Agrochemie» an und verteidigt das Verursacherprinzip. Er betrachtet die Landschaft mit Blick auf ihren langfristigen Wert und thematisiert das Wohlbefinden der Menschen in ihrer Umwelt – die Definition nachhaltiger Entwicklung. Er denkt auch malthusianisch, sieht er doch in der Überbevölkerung den Hauptgrund für die Probleme der



Um das Hotel Giessbach aus der Belle Époque zu retten, hat Franz Weber 1983 die Stiftung «Giessbach dem Schweizervolk» ins Leben gerufen

Menschheit. Ist er den Initiativen zuneigt, welche die Zuwanderung in der Schweiz begrenzen wollen? Man kann davon ausgehen.

Emotion und Intelligenz

Seine Kraftquelle ist eine Kombination aus Emotion und Intelligenz. Er ist empört über das, was er sieht, und weiss als ehemaliger Journalist genau, wie die Medien funktionieren. «Ich bin vollkommen ehrlich und uneigennützig», erklärt er, «und ich entscheide aus dem Bauch heraus.» Die Natur, insbesondere jene der Schweiz, ist für ihn sakrosankt. Das Engadin in den 1960er-Jahren? Das Paradies auf Erden. «Die Schweiz verfügt über unzählige einmalige Orte», wiederholt Franz Weber, der sich von deren Schönheit überwältigt zeigt. Seit wann gibt es eine «Ablaufzeit» für eine Landschaft? Wie misst man Schönheit? Auf diese Fragen antwortet Franz Weber nicht als Theoretiker.

ker. Was schön ist, zeigt sich von allein. Ob er Fleisch isst? «Nur wenn ich eingeladen bin, niemals zu Hause.»

Jenseits des Lärms der Welt

Franz Weber erwarb das Haus in Clarens seinerzeit mit dem Geld, das er als Journalist in Paris, namentlich als Reporter von Welt, verdient hatte. Hier scheint die Zeit stillzustehen. Doch Franz Weber ist bereit, wieder in den Kampf zu ziehen, und «bis zum letzten Atemzug zu kämpfen». Gerne zeigt er seine Bibliothek, doch, wie Judith Weber sagt, ist sowieso das ganze Haus voller Bücher. In den Regalen stehen insbesondere Werke von Gottfried Keller, Sartre, Goethe und Nietzsche. Letzterer meditierte auf einem Fels über dem Bündner Dorf Surlej. Franz Weber zeigt auch Exemplare der Zeitschrift *Voix des poètes*, die er mit seiner damaligen Gefährtin, der Pariserin Simone Chevallier, leitete. Picasso, Salvador Dalí, Somerset Maugham, Jean Cocteau, Françoise Sagan, Georges Simenon, Georges Pompidou, Brigitte Bardot, Mélina Mercouri, Grace Kelly, Yves Montand, Jacques Brel und viele mehr: Franz Weber hat mit zahlreichen Menschen Bekanntschaft gemacht. «Doch mit der Zeit hat man das Gefühl, jenseits des Lärms der

Welt zu sein», sagt er mit einem scheuen Lächeln. Er ruft seine Frau zur Hilfe, damit sie mit einigen Daten und Fakten die vielen Erinnerungen untermauern kann.

Auch im hohen Alter beherrscht Franz Weber das Spiel mit Symbolen. Wie diesen Frühling in Bern: Auf Einladung referiert Franz Weber vor Mitarbeitern des Bundesamtes für Umwelt (BAFU). Er zündete eine Fackel an und drückte sie dem erstaunten Bruno Oberle, dem Direktor des Bundesamtes, in die Hand. Rebekka Reichlin, die dabei war, verhehlt nicht, dass die Vorstellung und Präsenz des alten Löwen sie bewegte. «Ohne Franz Weber wäre vieles in der Schweiz nicht möglich gewesen, vor allem im Bereich des Landschaftsschutzes», kommentiert die Informationsbeauftragte.

* RENÉ LANGEL, «Franz Weber – L'homme aux victoires de l'impossible»; Favre, 2004

Eine Erbschaft und viele Fragen

Ein deutscher Kunsthändler hat dem Kunstmuseum Bern eine grosse Kunstsammlung vererbt. Doch das Geschenk macht nicht nur Freude. Im Zusammenhang mit der Sammlung Gurlitt stellt sich auch die Frage: Wie gehen Schweizer Museen mit geraubten Kulturgütern um?
 Von Silvia Süss

Das Geschenk kam für das Kunstmuseum Bern völlig überraschend: Der im Mai verstorbene deutsche Kunstsammler Cornelius Gurlitt hat seine gesamte Sammlung Bern vererbt, ohne je mit dem Museum in Kontakt gewesen zu sein. In seiner Sammlung hat es unter anderem Werke von Pablo Picasso, Marc Chagall sowie Max Beckmann. Ob das Berner Museum das Erbe annimmt, ist noch unklar, es hat sechs Monate Zeit, sich zu entscheiden. Das hochkarätige Geschenk birgt einige Probleme: Gurlitts Vater Hildebrand war ein angesehenener Kunst-

«Schwabinger Kunstfund» gegründet, welche die Herkunft der Kunstwerke klären sollte. Ein halbes Jahr später starb Gurlitt.

Herkunft muss geklärt werden

Warum Gurlitt seine Sammlung ausgerechnet dem Kunstmuseum Bern vermacht, ist unklar. Klar ist hingegen, dass das Kunstmuseum vor einer grossen Herausforderung und vielen ungeklärten Fragen steht. Nimmt es die Sammlung an, wird nicht mehr die Taskforce «Schwabinger Kunstfund» für die Provenienzforschung, also die Abklärung

pflegt regen Austausch mit Fachkolleginnen und -kollegen in aller Welt.

«Die grosse Herausforderung besteht darin, mit solchen Sammelobjekten den richtigen Umgang zu finden. Man muss sich mit allen politischen, moralischen, rechtlichen und historischen Fragen tiefgehend auseinandersetzen», sagt Tisa Francini. Es sei ein Muss, die Bestände systematisch zu prüfen und bei unrechtmässig entzogenem Eigentum faire und gerechte Lösungen zu suchen. Dies ist auch im Washingtoner Abkommen von 1998 festgehalten, in dem sich 44 Staa-



händler im Dritten Reich. Mehrere Hundert der ungefähr 1500 Werke stehen unter Verdacht, Raubkunst zu sein, also Bilder, welche die Nazis jüdischen Privatpersonen geraubt haben. Neben Raubkunst sind in der Gurlitt-Sammlung auch Werke vorhanden, die von den Nazis als sogenannt «entartete Kunst» aus staatlichen Museen entfernt und teils zur Devisenbeschaffung verkauft wurden.

Cornelius Gurlitts Sammlung hatten die deutschen Behörden 2011 bei einer Hausdurchsuchung bei dem alten Mann in seiner Münchener Wohnung entdeckt. Ein Jahr zuvor waren deutsche Zollbeamte bei einer Kontrolle auf einem Zug zwischen Zürich und München auf Gurlitt aufmerksam geworden: Der Mann trug 9000 Euro in bar auf sich. 2013 gelangte die Nachricht von dem spektakulären Fund an die Öffentlichkeit; fast gleichzeitig wurde die Taskforce

über die Herkunft, zuständig sein, sondern das Berner Museum. Es müsste die Herkunft jedes einzelnen Werks klären. Ist die Herkunft einmal geklärt, beginnen die Probleme erst recht: Wer erhebt und hat Anspruch auf die Objekte? Unter welchen Bedingungen müssen sie zurückgegeben werden?

Darf das Museum unter diesen Umständen dieses Erbe überhaupt annehmen? «Es darf», sagt Esther Tisa Francini. Sie arbeitet seit 2008 als Provenienzforscherin am Zürcher Museum Rietberg. Dort wird Kunst aus Asien, Afrika, Amerika und Ozeanien gesammelt. Es ist eines der wenigen Schweizer Museen, das eine eigene Stelle geschaffen hat, um die Geschichte der Museumsobjekte zu erforschen. Um Details zur Biografie eines Objekts herauszufinden, recherchiert Tisa Francini in Archiven und Bibliotheken, untersucht das Objekt selbst und

ten – unter ihnen auch die Schweiz – dazu verpflichten, Raubkunst zu identifizieren und aktiv Herkunftsforschung zu betreiben.

Im Berner Fall seien sicherlich besondere Transparenz und Kommunikation gewünscht, sagt Tisa Francini: «Alles in allem ist es aber eine Chance für die Schweiz, sich indirekt – nämlich über die Provenienzen der gurlittschen Werke – vertieft mit der Geschichte des internationalen Kunsthandels zu beschäftigen.»

Die Provenienzforschung steckt in der Schweiz noch in den Kinderschuhen. Lange Zeit haben sich weder die Museen noch die Öffentlichkeit dafür interessiert, auf welchen Umwegen die Objekte in Museen und andere Institutionen gelangten. Ein erster Meilenstein der öffentlichen Aufarbeitung war der 2001 veröffentlichte Bergier-Bericht «Fluchtgut – Raubgut. Der Transfer von Kulturgütern in und über die Schweiz

1933–1945 und die Frage der Restitution». Esther Tisa Francini war Mitautorin dieser Studie. «Die Bergier-Kommission hat einiges aufgearbeitet, aber das war keine Provenienzforschung im Sinn einer systematischen Prüfung von Museumsbeständen», sagt sie. «Das war Grundlagenforschung.»

Wer bezahlt die Nachforschungen?

Im Fall Gurlitt gibt es offene Fragen: Wer übernimmt, falls das Museum das Erbe antritt, die Kosten der zwingenden Aufarbeitung der Herkunft der Werke? Das Kunstmuseum Bern verfügt nicht über die nötigen finanziellen Mittel und sowohl die Stadt, wie der Kanton Bern und der Bund haben bereits erklärt, sie würden die Finanzierung der Provenienzforschung nicht übernehmen. Weiter stellt sich die Frage: Darf die Schweiz, die vom Zweiten Weltkrieg verschont geblieben ist und von Geschäften mit NS-Deutschland profitiert hat, von einer Kunst-

Auch Tisa Francini vom Museum Rietberg sagt, dass ihre Forschung sich bisher vorwiegend auf den Weg der Kunstwerke in Europa konzentrierte und sie sich nur vereinzelt mit den Ursprungsländern beschäftigte. Eine solche Aufarbeitung wäre jedoch Bedingung, um beispielsweise die Frage zu klären: Wer hat Anspruch auf ein Museumsobjekt mit umstrittenem Ursprung?

Streit um bolivianische Statue

Mit dieser Frage beschäftigt sich momentan auch das Historische Museum Bern. Hier sorgt eine kleine, antike Statue mit religiöser Bedeutung für heisse Köpfe. Der Ekeko kam 1858 in den Besitz von Johann Jakob von Tschudi, als dieser in Bolivien die einheimischen Besitzer nach ausgiebigem Alkoholkonsum zu einem Verkauf der Statue überreden konnte. Nun fordert die bolivianische Regierung den Ekeko zurück – und das Historische Museum muss sich mit seiner Her-

Kulturen Basel. «Die Schweiz war nie eine Kolonialmacht», sagt Schmid. «Die Schweizer Forscher, deren Sammlungen in unserem Museum zu sehen sind, haben erst nach der Kolonialisierung die eroberten Länder bereist und dort Kulturgüter gesammelt.»

Die «Tropenliebe» der Sarasins

Der Wissenschafts- und Kolonialhistoriker Bernhard C. Schär, der an der ETH Zürich am Lehrstuhl für Geschichte der Modernen Welt forscht, widerspricht Schmid's Darstellung: «Die Schweiz hat durchaus eine koloniale Vergangenheit, und gerade Forschungsreisende waren aktiv daran beteiligt.» Die Basler Cousins Paul und Fritz Sarasin zum Beispiel, die um 1900 zahlreiche Forschungsreisen im pazifischen Raum unternahmen und zu Gründerfiguren für das Museum der Kulturen Basel wurden, erforschten die indonesische Insel Sulawesi, bevor sie von den Holländern erobert wurde.



Porträt des Kunstsammlers Cornelius Gurlitt und Werke aus seiner Sammlung (v. l. n. r.)
«Der Mönch» von Christoph Voll
«Sitzende Frau» von Henri Matisse
«Die Verschleierte» von Otto Griebel
«Selbstporträt» von Otto Dix
«Strassenbahn» von Bernhard Kretzschmar

sammlung zweifelhafter Herkunft profitieren? Oder, gehört die Sammlung nicht eigentlich nach Deutschland?

Ihre Rolle als Kunsthandelsplatz und Drehscheibe für Kulturgüter zur Zeit des Nationalsozialismus hat die Schweiz ansatzweise aufgearbeitet. Noch kaum auseinandergesetzt hat man sich jedoch mit einem anderen Kapitel von Kulturgüterraub: die Rolle der Schweiz zur Zeit des Kolonialismus. Millionen von Objekten wurden aus den Kolonien nach Europa geholt, viele auch in die Schweiz. Wie bei der Raubkunst aus NS-Deutschland sind auch diese Objekte begleitet von Geschichten über Diebstahl, Gewalt und Unterdrückung zu Lasten eines Staats, einer Gesellschaft oder eines Individuums. Doch diese Geschichten sind kaum bekannt, denn in den ethnologischen Museen in der Schweiz findet eine weitergehende Aufklärung häufig nicht statt.

kunft auseinandersetzen. Ist der Ekeko tatsächlich geraubt? Und wenn ja, an wen soll die Statue zurückgegeben werden, sollte sich das Historische Museum tatsächlich zu Rückgabe entschliessen? Soll jene ethnische Gruppe sie erhalten, von der sie verehrt wurde, oder der Staat als deren Rechtsnachfolgerin?

Anna Schmid, Direktorin des Museums der Kulturen in Basel, kennt solche Fragen ebenfalls. Sie fände es höchst erfreulich, wenn sich das Museum Provenienzforschung leisten könnte: «Wir wissen zwar von praktisch allen Objekten, woher sie kommen, und meistens auch, wer sie gebracht hat. Das schreiben wir wenn möglich in den Ausstellungen jeweils an. Was wir jedoch oft nicht kennen, ist der genaue Weg, den die Objekte zurückgelegt haben.»

Raubgüter oder Raubkunst im engeren Sinn gebe es allerdings keine im Museum der

Ihre Forschung wurde von den Niederlanden unterstützt. Wenige Jahre später profitierte die niederländische Kolonialarmee vom Wissen, das die Sarasins auf ihren Reisen gesammelt hatten, als die Armee die Insel militärisch eroberte.

Schär, dessen Dissertation «Tropenliebe» über Paul und Fritz Sarasin nächstes Jahr erscheint, findet deshalb: «Ethnologische und naturhistorische Museen haben einen Kulturauftrag und dazu gehört, dass sie auch die dunklen Seiten der Geschichten aufarbeiten. Ein Grossteil ihrer Sammlungen stammt nun mal aus der Kolonialzeit und die koloniale Gewalt ist ein wesentlicher Teil ihrer Geschichte. Wie im Ausland wächst auch in der Schweiz das wissenschaftliche und gesellschaftliche Interesse, mehr über dieses koloniale Erbe zu erfahren.»

SILVIA SÜESS ist Kulturredaktorin der «Wochezeitung» in Zürich

«Sind die Romands Schweizer?»

Als Reaktion auf das klare Nein zur Masseneinwanderungs-Initiative in der französischen Schweiz wurde der Patriotismus der Romands angezweifelt – öffentlich tat dies zum Beispiel Christoph Blocher, die zentrale Figur der Schweizerischen Volkspartei (SVP). Das Museum für Pressezeichnung in Morges zeigt nun die Sicht von Pressezeichnern und Karikaturisten auf das Ereignis.

Von Andrea Kucera

Am 9. Februar 2014 hat sich die Schweiz in eine schwierige Position, viele sagen gar ins Abseits, manövriert. Die Annahme der Masseneinwanderungs-Initiative wird als Zäsur in der Beziehung zwischen der Schweiz und der EU gesehen. Gleichzeitig tangiert die Abstimmung auch den Zusammenhalt zwischen den Landesteilen. Die Romands in der Westschweiz sind von einer Mehrheit von Deutschschweizern (52 Prozent Ja-Stimmen) und von Tessinern (68 Prozent Ja-Stimmen) überstimmt worden. In der Romandie lehnten rund 58 Prozent der Stimmenden die Initiative ab. Das Phänomen Röstigraben ist deshalb wieder in aller Munde. Dass Christoph Blocher kurz nach der Abstimmung in einem Interview mit der «Basler Zeitung» verkündete, die Westschweizer hätten immer schon ein schwächeres Bewusstsein für die Schweiz gehabt und deshalb mehrheitlich Nein gestimmt, war zusätzlich Öl ins Feuer.

Der Röstigraben als Halfpipe

Der Frage «Sind die Romands tatsächlich die schlechteren Patrioten?» geht nun das «Maison du dessin de presse» in Morges in einer Ausstellung nach. Die Folgen der Annahme der SVP-Initiative stehen dabei im Mittelpunkt. Der Titel der Schau lautet provokativ: «Les Romands sont-ils suisses?» – «Sind die Romands Schweizer?».

Die Antworten der knapp dreissig Schweizer Zeichner, die der Einladung des Hauses gefolgt sind und Arbeiten zum Thema eingereicht haben, fallen unterschiedlich aus. Viele bleiben eine klare Antwort schuldig; sie spielen vielmehr mit der gestellten Frage, indem sie diese parodieren. So zeigt etwa Orlando – einer der wenigen ausgestellten Deutschschweizer Zeichner – Blocher als Schafsböckchen, der die zu wenig patriotischen Schafe – sprich die Romands – mit Fusstritten aus der Schweizer Flagge hinausbefördert. Chappatte, der wohl bekannteste unter den Westschweizer Pressezeichnern, wartet mit dem Bild eines Grenzpostens zwischen der Deutsch- und der Westschweiz auf. «Vraie Suisse» steht auf einem Schild am Schlagbaum, der die französischsprachige Schweiz von der Deutschschweiz trennt. Das trennende Element ist überhaupt eines der wiederkehrenden Themen der Ausstellung. Es taucht in allen Formen und Variationen auf: als Fluss, als (Rösti-)Graben, als Gebirge, als Canyon, ja sogar als Erdbebenzone und als Halfpipe, durch die Blocher auf dem Skateboard surft.

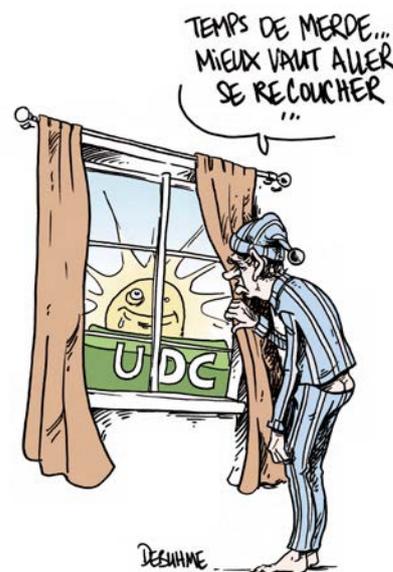
Deutlich zeigt die Ausstellung, dass alle Illustratoren die Initiative und ihre Urheber negativ beurteilen. Die Schau hat auch das Verdienst, dass sie mit einem Überblick das heutige Schaffen in einer in der Westschweiz weit verbreiteten Kunstgattung würdigt. Viele Zeichnungen offenbaren auch das Machtverhältnis zwischen den Landesteilen – ob eingebildet oder real existierend, sei dahingestellt. So werden die Deutschschweizer stets einen Kopf grösser als die Romands dargestellt.

AUSSTELLUNG: LES ROMANDS SONT-ILS SUISSES? Bis zum 19. August im Maison du dessin de presse in Morges. Geöffnet Mittwoch bis Sonntag 14–18 Uhr

ANDREA KUCERA ist Redaktorin der «Neuen Zürcher Zeitung»

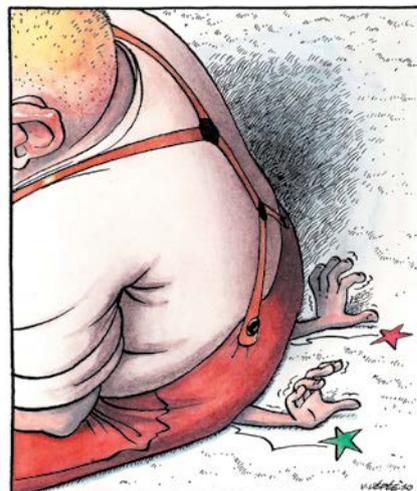


Christoph Blocher als Schüler: Er schläft, erklärt, dass die Schweiz im Zentrum Eur...



«Scheisswetter, ich gehe besser wieder schlafen», sagt der Romand, wenn die SVP-Sonne scheint

UDC: des Welches à l'étroit



Wegen der SVP wird es für die Welschen eng



als der Lehrer im Geschichtsunterricht pas liegt



Die Romands müssen an der Grenze zur Deutschschweiz, der «wahren Schweiz», wie es heisst, bei der Einreise ihre Papiere vorweisen

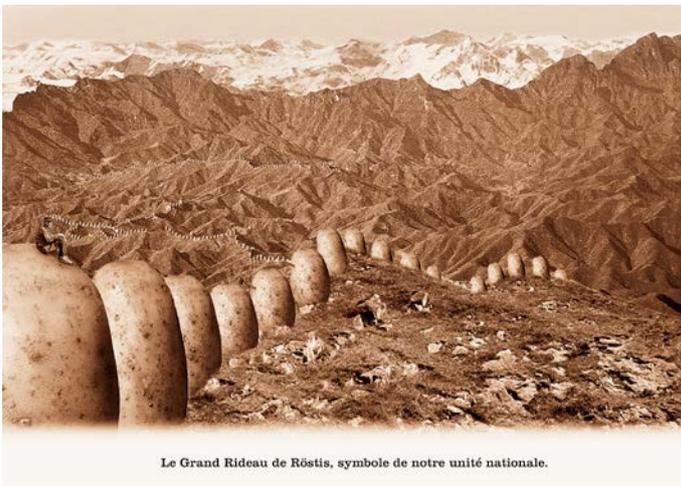


«Ein Fremder» weiss der Grenzbeamte, «und zudem ein Intellektueller» sagt Christoph Blocher. Also wird Erasmus aus der Schweiz vertrieben

MORAL
**LES ROMANDS SONT PLUS DÉPRIMÉS
 QUE LES ALÉMANIQUES**



MIX & REMIX
 Die Romands sind häufiger deprimiert als die Deutschschweizer, weiss der Psychiater aus einer Studie. «Mich deprimieren die Deutschschweizer», erklärt ihm der Patient



Le Grand Rideau de Röstis, symbole de notre unité nationale.

Der Grosse Röstivorhang, Symbol unserer nationalen Einheit



Tennis mit Wawrinka. «Welch unermüdlicher Kämpfer» «Er würde es verdienen, zum Deutschschweizer des Jahres gewählt zu werden»

Man hat nie genug, er ist so makellos

Die Schweiz hat das Matterhorn, die Toblerone, Swatch und Rolex. Sie hat auch Wilhelm Tell, Henri Dunant, Friedrich Dürrenmatt, Alberto Giacometti, Christoph Blocher und Sepp Blatter – und einige andere Namen, welche unser Land erfreuen oder belasten. Und sie hat eine Figur, die über allen thront: Roger Federer.

Von Guido Tognoni

Nicht die kleinste Affäre trübt das Bild, ob auf oder neben dem Platz. Roger Federer ist makellos und unantastbar. Er stöhnt und schreit nicht beim Schlagen, er hat weder ein Tattoo auf den Armen noch gefärbte Strähnen im Haar. Er schlägt auch die Rückhand als einer der wenigen scheinbar mühelos mit einer Hand. Er fliegt auf dem Court mit höchster Eleganz und beispiellose Fitness von einer Ecke in die andere und von der Grundlinie ans Netz. Er gibt fließend in drei Sprachen Auskunft, und er bemüht sich immer, dass nicht nur sein Tennis, sondern auch seine Interviews Substanz haben. Er tut dies völlig natürlich, und selbst bei den in letzter Zeit öfters vorgekommenen Niederlagen gibt es kaum Anzeichen von Anstrengung oder Frustration.

Auch die für Roger Federer hergestellte Bekleidung seines Hauptsponsors Nike ist edler als jene der übrigen Vertragsspieler. Für ihn wurde ein eigenes Logo geschaffen – falls andere Spieler auch solche hätten, sind sie niemandem bekannt. Und was die Sponsoren betrifft: Roger Federer ist einer von wenigen Sportlern, die von Rolex mit einem Vertrag geädelt werden. Die Luxusuhrenmarke ist gewissermassen die höhere Weihe der Werbung. Nur wenige handverlesene Kulturgrößen und einige Athleten kommen in diesen Genuss. Rolex-Sponsoring ist Kommunikation auf höchster Ebene mit gegenseitiger Aufwertung.

Alle werden gleich behandelt

Bei der Wahl seiner Sponsoren sorgt Roger Federer für die bei ihm typische Ausgewogenheit. Von den zehn Ausrüstern und Sponsoren kommen – lässt man die internationalen Marken Rolex und Credit Suisse beiseite – drei aus der Schweiz: Lindt, die Versicherung Nationale Suisse sowie der Haushaltgerätehersteller Jura. Die Frage, ob ein Bügeleisenhersteller für eine Grösse wie Federer nicht ein zu biederer Partner ist, stellte sich nur am Anfang



Roger Federer in Wimbledon 2013

der Zusammenarbeit. Wer Federer als Werbepartner will, muss sich anstrengen, das hat Jura getan und die Anstrengung hat sich offenbar gelohnt. Die Werbebotschaften mit dem Tennisstar bedeuten, dass das Prestige der Marke steigt. Jura gehört nun zu einem anderen Marktsegment. Auf Roger Federers Website ist Jura zwischen der Credit Suisse und Mercedes platziert, weil er seine Werbepartner nicht nach deren Gewicht und Bedeutung aufführt, sondern in alphabetischer Reihenfolge. So erübrigen sich unnötige Diskussionen. Auch Federers Website ist typisch für das Erscheinungsbild des 33-Jährigen aus dem Kanton Baselland: sauber und strukturiert, klar, dezent nobel und elegant – wie Federers Tennisspiel, möchte man sagen.

Dass Roger Federer dank der Zuwendungen der Sponsoren in – auch bei anderen Grossverdienern – suspekten Einkommenssphären lebt, nimmt ihm niemand übel. Im Gegensatz zu manchem Manager sind die Bezüge des Tennisstars im Wesentlichen von seinen Leistungen abhängig. Und dass Federer mit seiner Frau Mirka, auch sie mit einer Tennis-Vergangenheit, und der

sprunghaft wachsenden Familie – nur wenige Schweizer haben gleich zweimal Zwillinge – die Steuern in Freienbach oder, wie seit kurzem, in Wollerau optimiert, sorgt für keinerlei Aufregung. Jedermann weiss von seiner vor allem für afrikanische Kinder tätigen Stiftung, und das Wohlwollen deswegen ist fast grenzenlos. Kein Schweizer hat unser Land je besser repräsentiert als Federer. Das Fernsehen verbreitet die Begriffe Federer und Schweiz in jedes Kaff dieser Erde. Was sind all die Anstrengungen von Präsenz Schweiz, der Kommunikationsagentur der Eidgenossenschaft, im Vergleich zur Präsenz Federers? Was bedeutet ein Fondue auf dem Times Square in New York oder eine VIP-Lounge an der Fussball-WM gegenüber einem Titel in Wimbledon?

Viel Sympathie wegen der Zwillinge

Heute lieben alle Schweizer Roger Federer, aber das war nicht immer so, es hat gedauert mit der Zuneigung. Federer spielte sich zwar in geradezu unheimlichen Erfolgsserien von einem Sieg zum andern – scheinbar federleicht und im grossen Kontrast zum schwer arbeitenden grossen Rivalen

Rafael Nadal. So viel Erfolg ist in der Schweiz, wo man lieber vorsorglich jeden wegrasiert, bevor er den Kopf zu hoch halten kann, vorerst einmal eher verdächtig. Dass er viermal Weltsportler des Jahres wurde, war schon in Ordnung, wurde aber ohne Euphorie zur Kenntnis genommen.

Federer/Nadal ist mit dem Serben Novak Djokovic ein zumindest ebenbürtiger Dritter gestossen, und eine neue Generation aufstrebender Spieler hat den Respekt vor den grossen Namen abgelegt. So sind frühe Niederlagen von Federer nicht mehr eine Sensation, sondern in jedem Turnier eine Mög-

als mancher jüngere Konkurrent und kann heute davon profitieren, dass er zu seinem Körper stets grosse Sorge getragen hat. Seine ökonomische Spielweise und seine Technik sorgten dafür, dass er weniger Verschleisserscheinungen hat als andere im gleichen Alter.



Mirka und Roger Federer mit ihren Zwillingstöchtern Myla und Charlene im Dezember 2009

Die Schweiz braucht keine Helden. Das Land der Skifahrer, Schützen und Schwinger erwärmt sich nicht allzu schnell für den Superstar einer globalen Sportart, deren Härte nicht zu erkennen ist.

Roger Federer hat es dennoch geschafft. Seine epischen Duelle mit Rafael Nadal, der Verlust des Spitzenplatzes als Nummer 1 der Weltrangliste, die sich mehrenden Niederlagen, der wundersame Wiederaufstieg zur Nummer 1 – das alles prägte sich mit der Zeit nicht nur in den Köpfen der Sportfans ein. Den entscheidenden Sympathieschub holte sich Federer mit der Geburt der Zwillinge Myla und Charlene im Jahre 2009. Nun war er nicht mehr nur eine Sportgrösse, die Familie Federer wurde ein gesellschaftliches Thema. Dass am 6. Mai dieses Jahres erneut Zwillinge, diesmal die Knaben Leo und Lenny, die Familie vergrösserten, erhöhte die öffentliche Anteilnahme nochmals.

Niederlagen sind keine Ausnahme

Inzwischen ist Roger Federer an einem schwierigen Punkt seiner langen Laufbahn angelangt. Zum einst dominierenden Duo

lichkeit. Die Chance, ein drittes Mal an die Tabellenspitze vorzudringen, an jenen Platz, den Federer 302 Wochen lang, länger als jeder andere, besetzen konnte, ist gering geworden. Die Hoffnung auf einen Sieg an einem Grand-Slam-Turnier ist so gering wie seit vielen Jahren nicht. Aber sie ist immer noch vorhanden. Sie ist so klein oder so gross, wie sie für einen 33-jährigen, vierfachen Vater im Frühherbst seiner Karriere eben sein kann. Federer hat – wie auch Nadal – den Nimbus des Unbezwingbaren verloren, und er ist nicht mehr in der Lage, Turniere nach Belieben zu dominieren. Aber wenn die Umstände wieder einmal zusammenpassen, kann er noch immer ein Grand-Slam-Turnier gewinnen. Dass ihn Gegner und Experten weiterhin zu den Siegesanwärtern zählen, ist mehr als nur eine Respektbezeugung an einen der grössten Sportler unserer Zeit.

Wie lange wird er noch spielen? Möglichst lange, bleibt zu hoffen. Federer selbst gab bisher nie ein Zeichen, dass er an Rücktritt denkt. Ganz im Gegenteil, er wirkt motiviert wie eh und je, er scheint seinen Beruf weiterhin sehr zu lieben, er ist fitter

Probleme beim Daviscup

Und: Ganz alles hat Roger Federer trotz der einmaligen Bilanz noch nicht gewonnen. Was noch fehlt, ist der Daviscup. Zu diesem Wettbewerb hat er seit eh und je eine komplizierte Beziehung. Der bei den Zuschauern beliebte Mannschaftswettbewerb passte oft nicht in sein Jahresprogramm, und wenn es zwischen dem Verband Swiss Tennis und seinem besten Spieler bisweilen Missstimmung gab, so war das wegen des Daviscups. Mal wollte er nicht, mal wollte er und spielte nicht gut.

Heute sind die beiden Schweizer Roger Federer und der Aufsteiger Stanislas Wawrinka in der Weltrangliste so gut klassiert, dass das Duo als Favorit im Daviscup betrachtet werden kann. 22 Jahre nach der Finalniederlage von Jakob Hlasek und Marc Rosset gegen die USA stehen die Chancen auf einen Sieg so gut wie nie. Stanislas Wawrinka hat den Daviscup schon immer geliebt, und es macht ganz den Anschein, dass auch Federer in einer Art Altersmilde seine Zuneigung zu diesem Wettbewerb gefunden hat. Noch steht, vom 12. bis 14. September, in Genf der Halbfinal gegen Italien bevor, der Sieger trifft auf Frankreich oder Tschechien. Für Federer wäre der erste Daviscup-Sieg der Schweiz vielleicht der letzte grosse Erfolg einer wunderbaren Karriere.

Der letzte grosse Erfolg, aber hoffentlich noch nicht das Ende. Federer dürfte dann zwar zurücktreten, aber er sollte nicht. Die Vorstellung, dass Roger Federer, das ästhetische Tennisgenie, das uns jahrelang aus aller Welt so viele schöne und bange Stunden am Bildschirm geschenkt hat, für den wir gelitten und mit dem wir uns gefreut haben, nicht mehr spielen wird, stimmt traurig. 15 Jahre Roger Federer waren wunderbar. Genug haben wir noch nicht.

Zwischen drinnen und draussen: Bücher und Literaten der Fünften Schweiz

Von Charles Linsmayer

In der Schweiz geboren, wurde sie zu einer Leitgestalt der literarischen Avantgarde Italiens: Alice Ceresa

Als im Jahr 1967 Edoardo Sanguinetti und Giorgio Manganelli beim Verlag Einaudi in Turin eine experimentelle Buchreihe mit dem Titel «La ricerca letteraria» (etwa: «Der literarische Aufbruch») herausbrachten, kam als Erstes das Prosawerk «La figlia prodiga» («Die verlorene Tochter») von der in Rom als Lektorin lebenden Alice Ceresa heraus. Der Text kreierte ein weibliches Gegenstück zum verlorenen Sohn der Bibel. Er bleibt jedoch ganz im Abstrakten einer Hypothese, verweigert sich dem Konsumieren und Vereinnahmen und führt damit die experimentelle Literatur der 1960er-Jahre auf einen Höhepunkt. Diese abstrakte Modernität ist umso erstaunlicher, als die Verfasserin des Buches zu einem Grossen des italienischen Neorealismus, zu Ignazio Silone (1900–1978), in die Schule gegangen war.

Basel, Bellinzona, Zürich

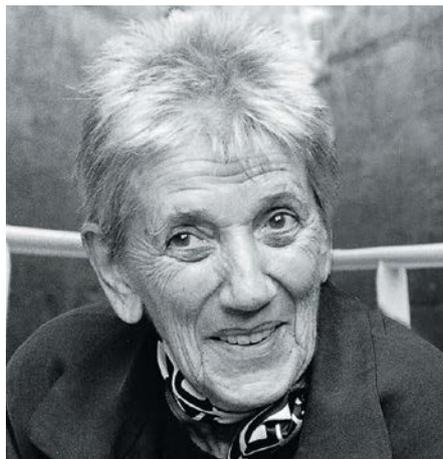
Am 25. Januar 1923 in Basel als Tochter eines italienischsprachigen Vaters und einer Deutschschweizer Mutter geboren, wuchs Alice Ceresa zweisprachig in Bellinzona auf und schrieb ihre ersten Texte für die Zeitung «Il Dover». 1943 zog sie nach Zürich und lernte da den im Exil lebenden Ignazio Silone kennen. Der sozialistisch engagierte, im Kampf gegen den Faschismus stehende Italiener wollte sie zu einer Schriftstellerin nach seinem Gusto machen. Sie soll darauf geantwortet haben, die Art zu schreiben könne sich nur aus dem ergeben, was ein Autor zu sagen habe.

Gleichwohl folgte sie Silone nach Rom, als dieser 1951 die «Associazione Italiana per la Libertà della Cultura» gründete, und arbeitete zehn Jahre als Sekretärin der Organisation. Italienisch-schweizerische Doppelbürgerin, integrierte sie sich ganz in Italien, arbeitete als Lektorin beim Verlag Longanesi und blieb der ewigen Stadt auch nach Silones Tod treu.

Das Ende der Familie

Etwas ähnlich Rebellisches wie «La figlia prodiga» besass auch Alice Ceresas

zweite, 1979 in einer Zeitschrift und erst 2003 als Buch veröffentlichte Erzählung «La morte del Padre», in der eine zur Beerdigung des Vaters versammelte Familie Figur für Figur gnadenlos seziert wird. Am eindrücklichsten aber setzte Alice Ceresa ihre eigene Schreibweise 1990 im Roman «Bambine» um. Da stellt sie auf eindringlich-irritierende Weise zwei heranwachsende Mädchen in eine absurd-repressive Familie und in eine kafkaeske Umwelt hinein, wo es von Kranken und Wahnsinnigen nur so wimmelt. Kaum je wurde das soziale Konstrukt «Familie» so radikal und rücksichtslos auf seine Machtstrukturen reduziert wie in diesem erschütternden Buch. Es kommt wie ein Film in Zeitlupe daher und denunziert die Kindheit unerbittlich als Schule der Lieblosigkeit, der Repression und der Lebenslüge.



Zitat:

«Wenn sie sich im Kreis um den häuslichen Tisch versammeln, um den verschiedenen Mündern Nahrung zuzuführen, ernähren sie vielleicht tatsächlich einen zusammengesetzten Körper, dessen einzelne Teile eben die Gliedmassen sind. Sie geben dabei im Einklang zu Werke, damit jeder seine organische Teilnahme auch sichtbar vorführen kann. Im Greifen ungeübte, zuerst in aller Ruhe beschmutzte Händchen können später oder, besser gesagt, jetzt schon in rübrender Nachabmung der Erwachsenen das Familienbesteck halten. Hieran erkennt man die Nützlichkeit, wenn nicht sogar das Wesen des Lernens in der Kleingruppe...» (Aus: «Bambine. Geschichte einer Kindheit».)

Figuren wie Puppen

Jeder Sentimentalität, allem Realistischen oder Naturalistischen abhold, sezierte Alice Ceresa in all ihren Texten gnadenlos die Wirklichkeit, deren Mechanismen und die Relativität der Sprache, mit der etwas abgebildet werden soll. So dass ihre Figuren wie Puppen erscheinen, die haltlos und ohne Perspektive in einer brüchigen Welt herumtaumeln. Eine Literaturkritikerin formulierte es einmal so: «In der perfekten Syntax ihrer Sätze verwandelt sich das Leben in die düstere Parodie eines Gefängnisses, aus dem es kein Ausbrechen gibt.»

Als Alice Ceresa am 22. Dezember 2001 in Rom stirbt, feiern die italienischen Medien die Schweizerin als eine der grossen experimentellen Autorinnen der italienischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Das hat sich 2003, als die Erzählung «La morte del padre» endlich in Buchform erschien, auf eine unmissverständliche Weise bestätigt.

CHARLES LINSMAYER ist Literaturwissenschaftler und Journalist in Zürich

BIBLIOGRAFIE: «La morte del padre» ist bei Tartaruga in Mailand auf Italienisch greifbar, die deutschen Übersetzungen sind zur Zeit vergriffen.



Jean-Jacques Cevey ist gestorben

Der Ehrenpräsident der Auslandschweizer-Organisation (ASO), Jean-Jacques Cevey, ist am 11. Mai im Alter von 85 Jahren in Montreux gestorben. Cevey präsierte die ASO von 1992 bis 1998. Er war ein sehr engagierter Präsident, der mit den Auslandschweizerinnen und Auslandschweizern stets engen Kontakt gepflegt hat und ihre Anliegen in die Schweizer Politik einbringen konnte. Die ASO hat von seiner grossen politischen Erfahrung viel profitieren können. Cevey war unter anderem Stadtpräsident von Montreux (1969–1988), Präsident der Waadtländer Freisinnigen (Parti radical) und von 1967 bis 1991 Mitglied des Nationalrats, den er im Jahr 1987 präsierte. Zwischen 1980 und 1994 war er zudem Präsident von Schweiz Tourismus.

Jean-Jacques Cevey wurde 1928 in Sainte-Croix geboren, er studierte Jurisprudenz

und war vor und nach seiner Karriere als Politiker, als Journalist und Redaktor tätig. Für sein vielfältiges Engagement auch im kulturellen Bereich wurde er von der Universität d'Aix-Marseille zum Ehrendoktor ernannt.

ASO-Ratgeber

Seit vielen Jahren lebe ich mit meinem ausländischen Ehepartner im Ausland. Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit er das Schweizer Bürgerrecht beantragen kann und wie müssen wir vorgehen?

Eine für die Einbürgerung eines Partners grundsätzliche Voraussetzung ist, dass der schweizerische Ehepartner bereits bei der Heirat das Schweizer Bürgerrecht besessen hat. Hat er das Schweizer Bürgerrecht durch ordentliche Einbürgerung nach der Heirat erworben, ist die erleichterte Einbürgerung nicht möglich.

Falls Sie diese Anforderung erfüllen, hat Ihr Ehepartner die Möglichkeit, einen Antrag um erleichterte Einbürgerung zu stellen. Bei Ihnen, mit Wohnsitz im Ausland, ist die Voraussetzung, dass Sie seit mindestens sechs Jahren in einer stabilen ehelichen Gemeinschaft leben. Zudem muss der ausländische Ehepartner mit der Schweiz eng verbunden sein. Um diese enge Verbundenheit

einzuschätzen, muss er bestimmte Kriterien erfüllen. Dazu gehören unter anderem regelmässige Aufenthalte in der Schweiz, die Angabe von Referenzpersonen in der Schweiz, die Fähigkeit, sich in einer Landessprache oder in einem Schweizer Dialekt zu verständigen. Die sprachlichen Fähigkeiten können anlässlich eines Gesprächs in der Botschaft oder im Konsulat dargelegt werden. Unabhängig vom Wohnsitz wird verlangt, dass ein Antragsteller zumindest sinngemäss in der Schweiz integriert ist, die schweizerische Rechtsordnung beachtet und die innere oder äussere Sicherheit der Schweiz nicht gefährdet. Bei einer Einbürgerung erhält Ihr Ehepartner das Kantons- und Gemeindebürgerrecht Ihres Heimatortes.

Einbürgerungsanträge müssen an die zuständige Schweizer Vertretung (Botschaft oder Konsulat) gerichtet werden.

Weitere Informationen dazu auf der Internetseite des Bundesamtes für Migration (BFM) www.bfm.admin.ch -> Themen -> Schweizer Bürgerrecht / Einbürgerung

Adressen der Schweizer Vertretungen im Ausland: <http://www.eda.admin.ch/eda/de/home/reps.html> RECHTSDIENST ASO

Der Rechtsdienst der ASO erteilt allgemeine rechtliche Auskünfte zum schweizerischen Recht und insbesondere in den Bereichen, die Auslandschweizer betreffen. Er gibt keine Auskünfte über ausländisches Recht und interveniert auch nicht bei Streitigkeiten zwischen privaten Parteien.

ANGEBOTE DER AUSLANDSCHWEIZER-ORGANISATION UND DER PARTNERINSTITUTIONEN

Die Auslandschweizer-Organisation (ASO) ist als privatrechtliche Stiftung ein Kompetenzzentrum zur Wahrung der Interessen der im Ausland lebenden Schweizer Bürger. Nebst der Herausgabe der «Schweizer Revue» bietet sie in Zusammenarbeit mit ihren Partnerorganisationen verschiedene Dienstleistungen für Auslandschweizerinnen und Auslandschweizer.

■ **Rechtsberatung.** Kostenlose Beratung bei Emigration ins Ausland oder Rückwanderung in die Schweiz. www.aso.ch > Rubrik «Beratung»

■ **Netzwerk.** Kontakte mit Schweizerinnen und Schweizern in aller Welt dank der Internet-Plattform. www.swisscommunity.org

■ **Angebote für Kinder und Jugendliche.** Organisation von Ferienlagern, Sprachkursen usw. für junge Auslandschweizer, die ihre Heimat besser kennenlernen möchten. www.sjas.ch

■ **Beratung für Ausbildungen in der Schweiz.** Junge Auslandschweizerinnen und -schweizer, die in der Schweiz eine Ausbildung oder ein Studium absolvieren möchten, werden bei der

Auswahl von Ausbildungsplätzen und bei Anträgen für Stipendien unterstützt und begleitet. www.educationsuisse.ch



Auslandschweizer-Organisation ASO
Alpenstrasse 26,
3006 Bern, SCHWEIZ
Telefon +41 31 356 61 00
info@aso.ch

Inserat

Klug investiert – mit Soliswiss

Vermögensaufbau, Schutz gegen politisches Risiko, Lebens- und Krankenversicherungen

Wünschen Sie eine persönliche Beratung? www.soliswiss.ch, T +41 31 380 70 30

soliswiss



Das Team educationsuisse – Ausbildung in der Schweiz:
Fiona Scheidegger, Geschäftsführerin (links im Bild) und Ruth von Gunten

Start in die Ausbildung

Bald beginnt in der Schweiz das Ausbildungsjahr 2014/15. Für Lernende hat es mit der Arbeit im Betrieb bereits angefangen. Studierende an den Universitäten werden in einigen Wochen ihre ersten Vorlesungen besuchen.

Jedes Jahr kommen zahlreiche junge Auslandschweizerinnen und Auslandschweizer in ihr Ursprungsland, um hier eine Ausbildung zu absolvieren. Die meisten organisieren sich bereits im Vorfeld sehr gut. Aber oft wird man sich erst später bewusst, dass die Lebenshaltungskosten in der Schweiz hoch

sind und die finanziellen Möglichkeiten der Familien übersteigen können.

In der Regel haben junge Auslandschweizer die Möglichkeit, bei ihrem Heimatkanton ein Stipendium zu beantragen. Dies ist abhängig vom Einkommen der Eltern und der familiären Situation. Das Stipendienwesen ist in der Schweiz kantonal geregelt. Das heisst, es existieren 26 verschiedene Stipendienverordnungen und sehr unterschiedliche Eingabefristen. Lernende und Studenten, die jetzt also noch ein Stipendium beantragen möchten, sollten sich sofort bei einer kompetenten Stelle informieren!

Die Abteilung «Ausbildung in der Schweiz» von educationsuisse berät junge Auslandschweizerinnen und Auslandschwei-

zer und ist auch bei der Zusammenstellung eines Stipendiengesuches behilflich. Fiona Scheidegger und Ruth von Gunten geben gerne weitere Auskünfte.



Ausbildung in der Schweiz
Alpenstrasse 26, 3006 Bern, SCHWEIZ
Telefon +41 (0)31 356 61 04.
Fax +41 (0)31 356 61 01
info@educationsuisse.ch
fiona.scheidegger@educationsuisse.ch
ruth.vongunten@educationsuisse.ch
www.educationsuisse.ch

Junge Auslandschweizer stimmen und wählen

Die Auslandschweizer-Organisation (ASO) motiviert die Jugend, am politischen Geschehen der Schweiz teilzunehmen und bereitet sie auf die Ausübung ihrer politischen Rechte vor. Unterstützt werden wir auch von Bundespräsident Didier Burkhalter.

Zwei Angebote organisiert die ASO in den kommenden Monaten, die es jungen Auslandschweizerinnen und Auslandschweizern ermöglichen, das politische System der

SPENDE FÜR JUNGE AUSLANDSCHWEIZER

Die Schweizerische Stiftung Pro Patria wird einen erheblichen Teil ihrer diesjährigen Sammlung den Jugendprojekten der Auslandschweizer-Organisation zukommen lassen.

Die grosszügige Spende von Pro Patria motiviert und verpflichtet uns vom Jugenddienst der ASO, neue Jugendprojekte und -angebote zu planen und in unser Programm aufzunehmen. Wir haben zudem die Möglichkeit, die vielen Jugendlichen, welche sich eine Teilnahme an den Jugendprogrammen nicht leisten können, mit den Mitteln aus der Pro-Patria-Sammlung zu unterstützen und ihnen so einen Besuch in ihrer zweiten Heimat zu ermöglichen.

Noch ist nicht bei allen Projekten die gesamte Finanzierung gesichert. Insbesondere in Hinblick auf die Jugendaktivitäten im Jubiläumsjahr, die ASO wird 2016 hundertjährig, sind wir auf zusätzliche Spenden angewiesen.

Wir möchten der Stiftung Pro Patria unseren ganz herzlichen Dank für ihr Engagement aussprechen und hoffen, dass wir dank weiterer Spenden all unsere Projekte realisieren werden können.

Spenden mit dem Vermerk «Jugendprogramme» bitte an:

Auslandschweizer-Organisation
Berner Kantonalbank, Bundesplatz 8, 3001 Bern
Konto-Nr.: 16.129.446.0.98
IBAN: CH71 0900 0000 3000 6768 9
SWIFT: KBBECH 22
Oder: Postkonto: 30-6768-9
BIC: POFICHBE
IBAN: CH97 0079 0016 1294 4609 8
Oder via PayPal auf:
www.swisscommunity.org/de/ueber-uns/unterstuetzen-sie-uns



Inserat



Schweiz kennenzulernen und sich aktiv daran zu beteiligen. Bundespräsident Didier Burkhalter hat seinen Besuch bei den Jugendlichen angekündigt.

Seminar zur Jungbürgerfeier für Auslandschweizer: 17. 10.–23. 10. 2014

Auslandschweizer mit Jahrgang 1995 und 1996 sind eingeladen, in Bern an einem Politikseminar der ASO mit Jungbürgerfeier teilzunehmen. Die ASO und ihre Gastfamilien begrüßen die Teilnehmenden am 17. Oktober in Bern. Die Jungbürgerinnen und Jungbürger erhalten dann eine Einführung ins politische System der Schweiz. Sie werden informiert, wie sie ihre politischen Rechte in der Schweiz wahrnehmen können. Zudem werden die Jugendlichen auf die Volljährigkeitsfeier der Stadt Bern im Bundeshaus vorbereitet.



Seminar zur Eidgenössischen Jugendsession: 10. 11.–16. 11. 2014

Durch die Jugendsession erhalten jährlich über 200 Jugendliche Einblick in die Abläufe der schweizerischen Politik. So bekommen sie die Chance, sich unverbindlich über politische Prozesse und Mitwirkungsmöglichkeiten zu informieren. Dies erleichtert weitere politische Tätigkeiten oder ein zivilgesellschaftliches Engagement.

Für Auslandschweizer zwischen 14 und 21 Jahren sind Plätze in der Jugendsession reserviert. Die ASO behandelt mit den Teilnehmenden in den Tagen vor der Session den Ablauf der Sitzungen und deren Themen. Von Donnerstag bis Sonntag sind die Jungpolitiker aktiv in die Jugendsession eingebunden.

Die ASO führt auf www.swisscommunity.org eine neue Rubrik mit politischen Angeboten für Jugendliche. Wir laden interessierte Jugendliche ein, uns auf der Community zu besuchen.

Gratis ins JUSKILA Lenk

Vom 2. bis 9. Januar 2015 findet das Jugendskilager statt. Zwanzig 13- und 14-jährige Auslandschweizer-Kinder können einen Platz gewinnen und gratis teilnehmen.

Der Schweizerische Skiverband «Swiss Ski» organisiert wie jedes Jahr ein Skilager in der Lenk für 600 Schweizer Kinder, darunter zwanzig Auslandschweizer-Kinder. Diesmal sind Kinder mit Jahrgang 2000 und 2001 an der Reihe. Wer am JUSKILA teilnehmen möchte, sollte sich wenigstens in einer der drei Schweizer Landessprachen (Deutsch, Französisch oder Italienisch) verständigen können.

Die Plätze für die Auslandschweizer werden ausgelost. Der Gewinn beinhaltet nur die Teilnahme am Lager (Schneesportunterricht, Essen, Unterkunft), Organisation und Finanzierung der Hin- und Rückreise liegen in der Verantwortung der Eltern. Informiert wird Ende Oktober, wer einen Platz gewonnen hat.

Melde dich mit dem untenstehenden Talon jetzt an, um an der Auslosung teilzunehmen!

Winterlager für 8- bis 14-Jährige

Ob Skifahrer oder Snowboarder, Anfänger oder Fortgeschrittene, in unserem Winterlager können 8- bis 14-jährige Auslandschweizer-Kinder eine tolle Zeit verbringen.

Winterlager in Lantsch (GR)

Datum: Samstag, 27. Dezember 2014 bis Montag, 5. Januar 2015

Anzahl Teilnehmende: 48

Kosten: CHF 900.– Lagerbeitrag

Miete Ski oder Snowboard: ca. CHF 150.–

Anmeldeschluss: 30. Oktober 2014

Anmeldung

Die genauen Angaben zum Winterlager und das Anmeldeformular finden Sie ab 15. September 2014 unter www.sjas.ch. In begründeten Fällen werden Beitragsreduktionen gewährt. Das entsprechende Formular kann auf dem Anmeldeformular bestellt werden. Auf Anfrage stellen wir Ihnen unsere Informationsbroschüre gerne auch per Post zu.

Auskünfte und Informationen:

Stiftung für junge Auslandschweizer (SfJAS)

Alpenstrasse 26, 3006 Bern, SCHWEIZ

Telefon +41 31 356 61 16. Fax +41 31 356 61 01

E-Mail: info@sjas.ch, www.sjas.ch

AUSLOSUNG JUSKILA LENK (2. BIS 9. JANUAR 2015)

Bitte in gut lesbarer Druckschrift ausfüllen.

Vorname: _____ Name: _____

Strasse: _____

PLZ, Ort: _____

Land: _____ Telefon: _____

Mädchen Knabe Geburtsdatum: _____

Heimatgemeinde in der Schweiz (siehe Pass /ID): _____

Name der/des Erziehungsberechtigten: _____

E-Mail Erziehungsberechtigte(r): _____ Telefon Erziehungsberechtigte(r): _____

Sportart Ski alpin Langlauf Snowboard

Nur ein Feld ankreuzen! Nach der Verlosung kann die Sportart nicht mehr gewechselt werden.

Sprache Kind Deutsch Französisch Italienisch

Unterschrift Erziehungsberechtigte(r): _____

Unterschrift Kind: _____

Talon einsenden, mit einer Kopie des Schweizer Passes eines Elternteils oder des Kindes, bis 15. 10. 2014 (Eingangdatum) an: Stiftung für junge Auslandschweizer (SfJAS), Alpenstrasse 26, 3006 Bern, SCHWEIZ.

Auslandsschweizer und die Schweizer Banken

Was ist zu tun, wenn Schweizer Banken Auslandsschweizerinnen und Auslandsschweizern das Konto kündigen? Wenn sie die Bedingungen verschärfen oder die Gebühren für die Kontoführung erhöhen? Das sind nur einige Fragen rund ums Schweizer Bankkonto, die sich immer öfter stellen.

Auslandsschweizerinnen und -schweizer erleben derzeit immer wieder, dass Schweizer Banken die Betreuung von Privatkunden mit Wohnsitz im Ausland einschränken oder dieses Geschäftsfeld ganz einstellen. Gründe dafür sind das verschärfte regulatorische Umfeld und die steuerrechtlichen Anforderungen auf internationaler Ebene. Betroffen davon sind alle Personen, die ihren Wohnsitz nicht in der Schweiz haben und einem ausländischen Steuergesetz unterstehen. Das heisst, in der Regel gehören auch Auslandsschweizerinnen und Auslandsschweizer zu diesem Kundenkreis.

Nachstehend lesen Sie einige Antworten zu häufig gestellten Fragen zum Thema, ohne Gewähr und Anspruch auf Vollständigkeit. Wir gehen jedoch nicht auf steuerrechtliche Fragen ein. Wir setzen auch voraus, dass sämtliche Vermögenswerte (Bankkonten, Liegenschaften, weitere Einnahmequellen) am Wohnsitz der Auslandsschweizer ordnungsgemäss deklariert sind.

Meine Schweizer Bank kündigt mir das Konto. Was nun?

Betroffenen Landsleuten empfehlen wir das persönliche Gespräch mit dem Kundenberater, um die individuelle Situation darzulegen und gemeinsam nach einer Lösung zu suchen. Falls keine Einigung erzielt werden kann, muss die Auflösung der Bankbeziehung bzw. ein Wechsel zu einer anderen Bank in Kauf genommen werden.

Verschiedene Schweizer Banken bieten Auslandsschweizerinnen und Auslandsschweizern weiterhin Möglichkeiten, ein Konto zu

führen. Die geeignete Bank zu finden kann jedoch zeitaufwendig sein und bedingt normalerweise das persönliche Erscheinen bei der Bank und damit eine Reise in die Schweiz. Deshalb sollten mit der Bank, welche die Beziehungen beenden möchte, genügend lange Übergangsfristen für die Kontoschliessung ausgehandelt werden.

Zur Kontoeröffnung bzw. -weiterführung muss ich persönlich am Bankschalter erscheinen. Wieso kann ich meine Unterschrift nicht bei der Botschaft beglaubigen lassen?

Schweizer Banken arbeiten gemäss dem Know-your-customer-Prinzip. Sie verlangen üblicherweise für die Eröffnung eines Kontos die persönliche Vorsprache des Kun-



den. Dabei unterzeichnen beide Vertragsparteien – Bank und Kunde – den Vertrag vor Ort in der Schweiz.

Werde ich diskriminiert, wenn ich als Auslandsschweizer kein Schweizer Bankkonto haben kann?

Banken unterscheiden zwischen Inlands- und Auslandskundenschaft. Personen mit Wohnsitz ausserhalb der Schweiz – dazu gehören Auslandsschweizerinnen und Auslandsschweizer – gelten als Auslandskundenschaft. Der Entscheid, Kundensegmente geografisch einzuschränken, ist Teil der Geschäftspolitik einer Bank und liegt ausschliesslich in ihrem Ermessen. Verträge zwischen Schweizer Banken und ihren Kunden sind privatrechtlich nach schweizerischem Obligationenrecht (OR) geregelt. In der Ausgestaltung ist die Bank im Rahmen des OR frei. Die Allgemeinen Geschäftsbedingungen (AGB) der Bank sind Bestandteil des Vertrags.

Ich besitze eine Liegenschaft in der Schweiz mit einer Hypothek einer Schweizer Bank. Was passiert mit der Hypothek, wenn meine Bank Kunden aus meinem Domizilland nicht mehr betreuen möchte?

Eine Hypothek bedingt eine Konto-Beziehung zwischen der Bank und der Kundin oder dem Kunden. Von der Auflösung einer Kundenbeziehung sind somit auch Hypotheken betroffen. Diese werden im Normalfall bis zum ordentlichen Ablauf weitergeführt. Es liegt aber im Ermessen der Bank, ob sie die Hypothek weiterführen oder erneuern will. Bei einer Kündigung zahlt der Schuldner das Hypothekendarlehen zurück, oder eine andere Bank löst die Hypothek ab.

Einige Banken sind ungeachtet des Ausland-Wohnsitzes bereit, eine Hypothek zu erneuern, wenn eine starke Bindung des Kunden zu Region und Liegenschaft besteht. Der Kunde nutzt die Liegenschaft zum Beispiel selber als Feriendomizil, das nicht weitervermietet wird. Er ist in der Region verwurzelt oder aufgewachsen und/oder es handelt sich um das Elternhaus, das in Familienbesitz verbleiben soll.

Was geschieht mit Altersrenten? Meine AHV/IV-Rente wird auf ein Schweizer Konto ausbezahlt.

Kann ich sie ins Ausland, auf eine ausländische Bank, auszahlen lassen, falls meine Bank das Konto kündigt?

Die Schweizerische Ausgleichskasse in Genf (SAK) zahlt Renten weltweit auf das Bankkonto aus, das der Rentner oder die Rentnerin angibt (siehe www.zas.admin.ch). Die Höhe des gutgeschriebenen monatlichen Rentenbetrags bei Zahlungen ins Ausland wird beeinflusst durch den Währungskurs und allfällig anfallende Bankgebühren.

Ich beziehe eine Pensionskassenrente aus der Schweiz, die meinem Bankkonto in der Schweiz gutgeschrieben wird. Kann ich diese ins Ausland auszahlen lassen?

Die Pensionskasse ist eine obligatorische Altersvorsorge der sogenannten Zweiten Säule. Sie ist eine privatrechtliche Institution und wird während der Erwerbsjahre in der Schweiz von Arbeitgeber und Arbeitnehmer gespeist. Die Auszahlung von Pen-

sionskassenleistungen ins Ausland richtet sich nach den Bestimmungen der jeweiligen Kasse und muss mit dieser geklärt werden.

Gibt es Aufsichtsorgane für die Bankbeziehungen mit Kunden?

Die Schweizerische Bankiervereinigung (SBVg) hat als Spitzenverband des Schweizer Finanzplatzes zum Hauptziel, optimale Rahmenbedingungen für den Finanzplatz Schweiz im In- und Ausland zu fördern. Er kann seinen Mitgliedern keine Vorschriften zu Kontoführung oder Kundenbetreuung machen.

Der Bankenombudsman (www.bankingombudsman.ch) schreitet ein, wenn sich eine Bank gesetzeswidrig verhält, bzw. wenn sie dem Kunden zum Beispiel bei der Kontoauflösung Bedingungen auferlegt, die nicht in den AGB vorgesehen sind. Die Vertragsauflösung einer Kundenbeziehung durch die Bank richtet sich nach dem OR und den AGB der Bank.

Ist in der Bundesverwaltung eine Abteilung für Bankkundenbeziehungen zuständig?

Bankkunden befinden sich in einer privatrechtlichen Beziehung zur Bank, ausserhalb des Einflussbereichs der Bundesverwaltung. Wir empfehlen, die individuelle Situation mit der Bank im persönlichen Kontakt bei der kontoführenden Filiale zu besprechen, um eine einvernehmliche Lösung zu finden.

Der Preisüberwacher, der dem Eidgenössischen Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) unterstellt ist, hat die Frage der Auslandschweizer-Bankverbindungen in der Schweiz im Sommer 2012 analysiert. Er hat dabei keine wettbewerbsverzerrende Situation oder kartellähnliche Absprachen unter den Banken festgestellt.

Verschiedene Schweizer Banken bieten, wie bereits erwähnt, nach wie vor Möglichkeiten der Kontoführung für Auslandschweizerinnen und Auslandschweizer an. Die Suche nach der geeigneten Bank kann allerdings zeitaufwendig sein und die persönliche Anwesenheit in der Schweiz erfordern. Empfehlungen zu einzelnen Bankinstitutionen können wir keine abgeben.

Auf der sozialen Plattform der Auslandschweizer-Organisation (ASO) – www.swisscommunity.org – wird das Thema in diversen Foren besprochen und hilfreiche Informationen zum Thema ausgetauscht.

KONSULARISCHE DIREKTION,
ABTEILUNG AUSLANDSCHWEIZERBEZIEHUNGEN

Publikation

Reisen Sie mit der **itinerisApp**!

Laden Sie sich die App kostenlos auf Ihr Smartphone, damit Sie jederzeit über die aktuelle Sicherheitslage Ihres Reiseziels informiert sind und die Adressen der Schweizer

Botschaften und Konsulate immer griffbereit haben. Neu finden Sie auch nützliche Hinweise und Tipps für Notfälle vor Ort, wenn Sie ein Grossereignis wie Weltmeisterschaften oder Olympische Spiele besuchen.



- > itinerisApp für iPhone (App Store)
- > itinerisApp für Android (Google Play)

Hinweise

Melden Sie Ihrer schweizerischen Vertretung E-Mail-Adresse(n) und Mobiltelefonnummer(n) und/oder deren Änderungen und registrieren Sie sich bei www.swissabroad.ch, um keine Mitteilung («Schweizer Revue», Newsletter Ihrer Vertretung usw.) zu verpassen.

Die aktuelle Ausgabe der «Schweizer Revue» sowie die früheren Nummern können Sie jederzeit über www.revue.ch lesen und/oder ausdrucken. Die «Schweizer Revue» (bzw. die «Gazzetta Svizzera» in Italien) wird kostenlos als Druckausgabe oder elektronisch (via E-Mail bzw. als iPad-/Android-App) allen Auslandschweizer-Haushalten zugestellt, die bei einer Botschaft oder einem Generalkonsulat registriert sind.

EIDGENÖSSISCHE ABSTIMMUNGEN

Am 28. September 2014 wird über folgende zwei Vorlagen abgestimmt:

- Volksinitiative vom 21. September 2011 «Schluss mit der MwSt-Diskriminierung des Gastgewerbes!» (BBl 2014 2851), siehe auch Seite 12.
- Volksinitiative vom 23. Mai 2012 «Für eine öffentliche Krankenkasse» (BBl 2014 2849), siehe auch Seite 12.

Alle Informationen zu den Vorlagen (Abstimmungsbüchlein, Komitees, Parteiparolen, Vote électronique etc.) finden Sie unter www.ch.ch/abstimmungen.

Weiterer Abstimmungstermin im Jahr 2014: 30. November.

VERANTWORTLICH FÜR DIE AMTLICHEN MITTEILUNGEN DES EDA:
PETER ZIMMERLI, AUSLANDSCHWEIZERBEZIEHUNGEN
BUNDESGASSE 32, 3003 BERN, SCHWEIZ; TELEFON: +41 800 24-7-365
WWW.EDA.ADMIN.CH, MAIL: HELPLINE@EDA.ADMIN.CH

VOLKSINITIATIVEN

Folgende eidgenössischen Volksinitiativen wurden bis Redaktionsschluss neu lanciert (Ablauffrist der Unterschriftensammlung in Klammern):

- «Schweizerisches Zentralregister für die Beurteilung von Sexual- und Gewaltstraftätern» (29. 10. 2015)
- «Haftung für Rückfälle von Sexual- und Gewaltstraftätern» (29. 10. 2015)
- «Höchstgeschwindigkeit 140 km/h auf Autobahnen» (20. 11. 2015)
- «Für gesunde sowie umweltfreundlich und fair hergestellte Lebensmittel (Fair-Food-Initiative)» (27. 11. 2015)
- «Für krisensicheres Geld: Geldschöpfung allein durch die Nationalbank! (Vollgeld-Initiative)» (03. 12. 2015)
- «Ja zur Abschaffung der Radio- und Fernsehgebühren (Abschaffung der Billag-Gebühren)» (11. 12. 2015)

Die Liste der hängigen Volksinitiativen finden Sie unter www.bk.admin.ch > Aktuell > Wahlen und Abstimmungen > Hängige Volksinitiativen.

Trouvailles

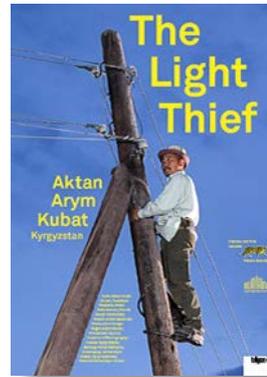


Herr des Lichts

Das Publikum auf der Piazza Grande in Locarno war begeistert und die Kritiker loben den Film in höchsten Tönen. Die Rede ist von «The Light Thief» aus Kirgistan. Alle nennen ihn nur Svet-Ake, übersetzt Herr

Licht, denn er ist und fühlt sich zuständig für alles, was mit Strom zu tun hat: Für alle elektrischen Kurzschlüsse, aber auch für gefährliche Hochspannung in einer Beziehung. Svet-Ake hat für alle in seiner kirgisischen Heimatstadt ein offenes Herz. Dabei strapaziert er auch mal das Gesetz und dreht den Stromzähler rückwärts, sodass statt einer Rechnung eine Gutschrift vom Elektrizitätswerk ins Haus einer armen Familie flattert. Aktan Arym Kubat, Regisseur und auch Hauptdarsteller, beschreibt in dem Film das Leben

in dem zentralasiatischen Land nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion als oft vergnügliches Abenteuer trotz vieler Hürden. Den Film gibt's als DVD bei Trigonfilm mit Untertiteln in Deutsch und Französisch. Über SubtitleSeeker.com können auch Untertitel in anderen Sprachen heruntergeladen werden.



Bestellung: «The Light Thief» von Aktan Arym Kubat über www.trigon-film.org.



Ein ganz grosser kleiner Geist

Knigi geistert schon länger durch die Buchwelt. Das kleine Gespenst ist das Kind von Benjamin Sommerhalder, Grafiker und Autor aus Zürich. Zuerst in Sommerhalders eigenem kleinen Verlag «Nieves» in Zürich erschienen, hat nun der renommierte Diogenes-Verlag Knigi «adoptiert». Und die Geschichte geht so: Knigi, das kleine Gespenst, bekommt von seiner Tante ein Buch geschenkt. Doch irgendetwas stimmt nicht damit: Die Seiten sind alle weiss. Knigi kann noch nicht lesen. Folglich kommen ihm alle Bücher noch recht schwarz- Weiss und inhaltslos vor.

Knigi beschliesst, der Sache auf den Grund zu gehen. Es will wissen, was hinter dem geheimnisvollen «Lesen», das es nicht beherrscht, steckt. Dabei erlebt es bunte Wunder und entdeckt das Abenteuer und das Glück des Lesens. Das kleine Buch mit Witz und Charme, ist ein Geschenk für Jung und Alt. Wer Bücher liebt, der liebt auch Knigi.

«Knigi», Diogenes-Verlag, Zürich; 24 Seiten; CHF 19.90; Euro 15.40; auch in Französisch, Englisch und Spanisch und als E-Book erhältlich.



«Fliegen ist einfach geil»

Wie die Schweizer Luftwaffe funktioniert, das wissen nur Insider. Manchmal, nach Pannen, Unfällen oder Skandalen dringt etwas nach aussen. Das Nein des Schweizer Stimmvolks zum Kampfjet Gripen am 18. Mai hat möglicherweise mit dieser Geheimniskrämerei zu tun. Margrit Sprecher, Reporterin für in- und ausländische Medien,



hatte die Gelegenheit, Militärpiloten in Ausbildung während Jahren zu begleiten. Nun ist über die Begegnungen ein Buch mit dem Titel «Unsere Kampf-Piloten» erschienen. Es ist eine Annäherung an eine abgeschottete Welt, mit ihren eigenen Vorstellungen, Ritualen und Regeln, wo immer wieder der Satz fällt: «Fliegen ist einfach geil.» Individuen mit Ecken

und Kanten sind, so scheint es, in der Fliegertruppe nicht gefragt. Es wird genormt, bei Vorbildung, militärischer Grad, Körpergrösse und Vokabular. Sprecher schreibt eine Art Collage in zehn Bildern; mal lacht man beim Lesen, mal staunt man, manchmal schüttelt man nur den Kopf.

Margrit Sprecher
«Unsere Kampf-Piloten»;
Echtzeit-Verlag, Basel, 2014;
128 Seiten mit Bildern
von Fabian Biasio;
CHF 32.–, Euro 24.
www.echtzeit.ch



Kurzmeldungen

Dialog zur Lohnungleichheit ist ein Flop

Im März 2009 haben sich die Sozialpartner, das heisst, Arbeitgeberverband, Gewerbeverband, Gewerkschaftsbund SGB und die Gewerkschaftsdachorganisation Travail.Suisse, darauf geeinigt, gemeinsam diskriminierende Lohnungleichheiten zwischen Frauen und Männern in den Unternehmen der Schweiz möglichst rasch zu eliminieren. Unterstützung erhielten sie dabei vom Bund. Nach fünf Jahren «Lohnleichheitsdialog» fällt die Bilanz durchgezogen aus. Das gesetzte Ziel, die Lohndiskriminierung von Frauen zu eliminieren, wurde nicht erreicht. Vor allem beteiligten sich laut der Medienmitteilung der Organisatoren viel zu wenig Unternehmen – konkret 51 – an dem Projekt.

Sorge für Kinder teilen

Seit dem 1. Juli haben unverheiratete und geschiedene Eltern gemeinsam für ihre Kinder zu sorgen. Dafür haben vor allem geschiedene Väter gekämpft, denn in der Vergangenheit hatten meist die Mütter allein das Sorgerecht für die Kinder. Noch ist unklar, wie künftig in Konfliktfällen vorgegangen wird. Die staatlichen Stellen, namentlich die Konferenz der Kantone für Kindes- und Erwachsenenschutz, haben bereits erklärt, sie übernehmen die Rolle als Schlichtungsinstanzen nicht. Gerichte können aus wichtigen Gründen einem Elternteil das Sorgerecht verweigern.

Mehr Geld für Uno-Organisationen

Die Schweiz wird ihre Beiträge an das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen (UNICEF) und den Bevölkerungsfonds der Vereinten Nationen (UNFPA) erhöhen, das hat der Bundesrat

im Juni entschieden. Der Beitrag der Schweiz an UNICEF für die Jahre 2014–16 wird von 20 auf 22 Millionen Franken pro Jahr erhöht, der UNFPA erhält neu 16 statt 14 Millionen Franken pro Jahr. Auslöser für die Erhöhung ist der Entscheid des Parlaments, den Kredit für die internationale Entwicklungszusammenarbeit zu erhöhen.

Senioren in der Überzahl

Ab 2030 werden in der Schweiz die 55-Jährigen die Mehrheit aller Stimmberechtigten ausmachen. Schon heute ist laut einer Studie der Universität Lausanne mehr als die Hälfte der Abstimmenden über 55. Das Verhältnis von vielen älteren und weniger jungen Menschen kann zu einem schwierigen Generationenkonflikt führen. Laut den Forschern hat sich der Generationendiskurs bereits entscheidend verändert: Nicht die Rebellion der Jugend, sondern die Macht der Älteren wird zum immer öfter diskutierten Problem.

Neue Nationalhymne

Beim Wettbewerb für eine neue Schweizer Nationalhymne sind weit über hundert Vorschläge eingegangen. Nebst Vorschlägen für einen Text in Deutsch (70), Französisch (40), Italienisch (4) und Rätoromanisch (1) wurde auch ein portugiesischer Text eingereicht. Dieser kann laut Reglement nicht berücksichtigt werden. Nun wird eine Jury maximal zehn Beiträge auswählen, die im Frühjahr 2015 im Internet präsentiert werden. Dort kann das Volk die drei besten Vorschläge für das Finale auswählen. Via Telefon- und SMS-Abstimmung wird dann der Siegertext erkoren, der dem Bundesrat als Ersatz für «Trittst im Morgenrot daher» vorgeschlagen wird.

Zitate

«Wir Schweizer sind wie die Kartoffeln – die Augen geben uns erst auf, wenn wir im Dreck stecken.»

Tim Guldemann, Schweizer Botschafter in Berlin, zur Abstimmung vom 9. Februar bei einem Auftritt vor der SP in Zürich

«Ich sage es deutsch und deutlich: Wir dürfen da nichts anbrennen lassen. Wir dürfen uns die Hände nicht selber auf den Rücken binden.»

Bundesrat Johann N. Schneider-Ammann kündigt seinen Kampf an gegen die Initiative für eine Erbschaftssteuer

«Wem genug zu wenig ist, dem ist nichts genug.»

Epikur (341–271 v.Chr.), griechischer Philosoph

«Man soll zu dem, was man besitzt, nicht noch, was man besass, begehren.»

Charles Ferdinand Ramuz (1878–1947), Schweizer Schriftsteller

«Wir stehen selbst enttäuscht und sieben betroffen, den Vorhang zu und alle Fragen offen.»

Bertold Brecht (1898–1956), deutscher Dramatiker

«Der Eintritt in die Politik ist der Abschied vom Leben, der Kuss des Todes.»

Hans Magnus Enzensberger, deutscher Schriftsteller

«Die Kunst der Politik ist es, die ändern zu ärgern und nicht sich selbst. Durch Konfrontation mit den barten Fakten.»

Peter Bodenmann, ex Nationalrat und SP-Präsident heute Hotelier



«Ich verplempere nur meine Zeit im Nationalrat», teilt alt Bundesrat Christoph Blocher am 9. Mai 2014 seiner Parteiführung und den Medien mit. Er werde auf Ende Mai sein Amt im Parlament abgeben und künftig all seine Kraft dafür aufwenden, gegen die institutionelle Anbindung der Schweiz an die EU und gegen die Masseneinwanderung zu kämpfen. Blochers Entscheid provoziert ein grosses Medienecho. «Mithilfe der Bürger will er über die Zukunft des Landes entscheiden – gegen Regierung, Parlament und das gesamte politische und wirtschaftliche Establishment», schreibt die «Zeit» aus Hamburg. Die Schweizer «Wochenzeitung» beurteilt seine Ankündigung so: «Der Abschied als Kampfansage, der Klamauk als Verstärker, die Diffamierung als Stilmittel (...). Der alte Mann steigt in seine entscheidende Schlacht, ein Kampf gegen die Zukunft.» Auch der «Neuen Zürcher Zeitung» gefällt der Stil des alt Bundesrats nicht: «Blocher unterliess es nicht, die gewählten Vertreter von Volk und Ständen schwer zu diskreditieren und die parlamentarische Demokratie in bester populistischer Manier in den Dreck zu ziehen.» Und die «Aargauer Zeitung» kommentiert: «Blochers Rücktritt ist vor allem der Aufgalopp zu seiner letzten Schlacht (...). Das sollte allen, die für ein offenes, liberales Land eintreten, eine Warnung sein.»



Schweiz.
mit Bahn, Bus und Schiff.

Die 10 schönsten Routen der Schweiz.



Panoramareisen: Die Schweiz ist Heimat der eindrucklichsten Panoramastrecken der Welt. Die zehn schönsten haben wir für Sie zusammengestellt. [MySwitzerland.com/panorama](https://www.myswitzerland.com/panorama)